Sieben Jahre

und

andere Erzählungen

von

Julia Kavanagh,

Verf. von: „Grace Lee", „Rachel Gray", „Adele" u. s. w.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1860.

Sieben Jahre

und

andere Erzählungen

von

Julia Kavanagh,

Verf. von „Nathalie“, „Madeleine“, „Adele“ u. s. w.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlags-Comptoir.
1860.

Sieben Jahre,

und

andere Erzählungen.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Die Märzsonne schien hell. Der Tag war schön.

Charles sagte und dachte es.

„Großmama sagt, es wird nicht regnen," sagte er, indem er vor Fanny stehen blieb, welche saß und nähete, und sah sie fragend an.

Fanny seufzte, gab ihm aber keine Antwort.

„Und heute ist auch Feiertag," fuhr Charles fort, der zu einem schönen, starken und auch ziemlich guten Knaben herangewachsen war.

Fanny seufzte wieder.

„Armer Knabe," sagte sie halblaut, „er möchte gern spazieren gehen, und ein wenig Bewegung würde ihm sehr wohlthätig sein."

Charles hatte sie gehört und schlang seine Arme um ihren Hals.

„Ja, ja, Fanny! Thue es!“ rief er. „Gehe mit mir spazieren.“

Fanny aber, die, obschon immer noch sehr hübsch, doch sehr ernst und gesetzt geworden war, schüttelte, sich sanft weigernd, den Kopf.

„Es ist Feiertag für Dich, aber nicht für mich,“ sagte sie. „Du siehst selbst, daß ich nähen muß.“

„Du kannst ja heute Nacht nähen,“ flüsterte Charles. „Ich weiß, daß Du oft verstohlen aufbleibst und Lichtstümpfchen brennst — ich sehe Dich.“

Fanny erröthete.

„Ich thue es nicht verstohlen,“ sagte sie, „aber ich mache kein Geräusch, weil ich Niemanden im Schlafe stören will.“

„Ja, und Du willst es auch Baptist nicht wissen lassen,“ setzte Charles mit dem Kopfe nickend hinzu. „Baptist sagt, Du verdürbest Dir die Augen, und er sieht es daher nicht gern. Baptist ist Dir sehr gut.“

„Allerdings ist er das,“ sagte Fanny ruhig, „Bist Du dahinter erst jetzt gekommen, Monsieur Charles?“

Monsieur Charles machte eine ärgerliche Miene und sagte, er habe es schon lange gewußt.

„O!“ sagte Fanny langsam.

„Ja,“ fuhr Charles fort, „ich habe es schon lange gewußt.“

„Dann hat Baptist es Dir wohl gesagt?"

„O nein, er hat es mir nicht gesagt."

Fanny fragte nicht weiter. Charles' Wunsch, Mittheilungen zu machen, war aber zu stark, als daß er ihm zu widerstehen vermocht hätte, deßhalb fuhr er fort:

„Ich weiß es, weil an dem Abend, wo Du erst so spät nach Hause kamst, Baptist im Zimmer auf und ab ging, sich auf die Stirn schlug und zu Großmama sagte: „Ich würde außer mir sein, wenn dem Mädchen Etwas zugestoßen sein sollte!" Charlotte und Marie sagten, es sei Dir Nichts zugestoßen, aber er hörte nicht auf sie und gab sich nicht eher zufrieden, als bis Du eintrat'st."

„Und was sagte Baptist denn?" fragte Fanny, welcher die von Charles erwähnten Umstände in die Erinnerung zurückkamen wie ein Traum.

„Was er sagte? Er sagte gar Nichts. Und nun, Fanny, komm' und geh' mit mir spazieren."

„Geh' in das Nebenzimmer und sieh', ob Charlotte oder Marie Etwas brauchen," sagte Fanny.

Charles gehorchte um so bereitwilliger, als er vermuthete, daß, wenn er diesen Auftrag vollzogen, Fanny mit ihm den gewünschten Spaziergang machen würde.

Fanny arbeitete im Vorderzimmer und besorgte

sowohl die Bereitung des Mittagsmahls als ihre Näharbeit. In dem zweiten Zimmer standen wie sonst die beiden Betten Charlottens und Mariens, leider aber waren diese beiden Betten jetzt niemals leer.

Charlotte war an allen Gliedern gelähmt und konnte nicht einmal aufsitzen.

Marie war Monate lang von einem langsamen Fieber abgezehrt worden. Ermüdende Tage und langwierige Nächte waren jetzt das Loos der beiden Leidenden. Unterredung, Klagen über lange entschwundene Jugend und Kraft, über alte Zeiten und altes Glück und dann und wann ein boshafter Wortwechsel als Zwischenspiel waren jetzt ihr Haupttrost.

„Ach, Marie, die Zeiten haben sich sehr geändert, seitdem ich zuerst in Madame la Roche's Haus kam," seufzte Charlotte, während Fanny und Charles im Nebenzimmer mit einander sprachen. „Ich kann mich noch recht wohl auf Euch besinnen, als Mademoiselle Cäcilie — der Himmel schenke ihrer armen Seele Ruhe — als Säugling in Euren Armen lag und Ihr ein so schönes normännisches Mädchen waret, wie man je nur eins sehen konnte."

„Ja, man nannte mich „la belle Normande“," entgegnete Marie, indem sie ihr bleiches Gesicht emporhob, aus welchem zwei hohle Augen mit unnatür-

lichem Feuer glänzten. „Die Leute kannten mich an meiner Haube.“

„Sie stand Euch auch sehr gut,“ murmelte Charlotte. „Ihr sahet in dieser Haube sehr gut aus, Marie.“

„Ein rosiges Gesicht und ein Paar schwarze Augen würden auch unter einer andern gut ausgesehen haben,“ seufzte Marie, „aber meine Haube gefiel mir — ich gestehe, daß sie mir gefiel. Sie erinnerte mich an meinen Heimathsort, ein anmuthiges Dorf, durch welches die Seine hindurchströmte, mit einer saubern weißen Kirche. Ja, Charlotte, sie gefiel mir, und als ich sie zum letzten Male abnahm und mich zu Bett legte, Charlotte, da fühlte ich, daß es aus mit mir sei — ja, ganz aus.“

„Ganz noch nicht,“ sagte Charlotte, „Ihr könnt Euch noch rühren, ich aber nicht.“

„Rühren!“ stöhnte Marie, „rühren! Wollte Gott, ich könnte es nicht mehr — wollte Gott, ich läge in meinem Grabe und lebte nicht Allen zur Last.“

„Ich finde es sonderbar, daß Ihr so beharrlich zu sterben wünscht,“ sagte Charlotte mit einem Anfluge von Rauhheit. „Ihr wißt, ein ganz bestimmtes Vorgefühl sagt mir, daß ich Euch nicht überleben werde, und wenn Ihr von Eurem Grabe sprecht, so

ist das so gut als wenn Ihr mich ebenfalls unter die Erde wünschtet."

„Nun, meinen eigenen Tod werde ich mir doch wünschen können!" sagte Marie etwas heftig. „Was aber den Tod anderer Leute und ihre Vorgefühle und Ahnungen betrifft, so möchte ich wissen, was ich damit zu schaffen hätte."

„Damit habt Ihr allerdings Nichts zu schaffen," entgegnete Charlotte mit einem gewissen Grade ihrer früheren herausfordernden Ruhe. „Ihr seid ein unthätiges Werkzeug, gleichsam ein Wegweiser. Ihr wißt nicht, wohin Ihr zeigt, aber Andere sehen und fühlen es."

„Ein Wegweiser," sagte Marie; „ein Wegweiser," setzte sie, sich herumdrehend, hinzu. „Ach, wie haben sich doch die Zeiten geändert!"

In diesem kritischen Augenblicke war es, wo Charles die Thür öffnete, seinen schönen Lockenkopf hereinsteckte und mit geläufiger Zunge sagte:

„Fanny schickt mich, um zu fragen, ob Ihr Etwas braucht."

„Fanny könnte auch selbst kommen," sagte Marie mürrisch; „sie könnte ein wenig bei mir sitzen, anstatt mich von ihrer Pathe beleidigen zu lassen."

Charles' Wangen wurden dunkelroth. Er liebte Niemanden, nicht einmal seine Großmutter so, wie

Fanny, und wer dieser zu nahe trat, erweckte sofort seinen ganzen kindischen Zorn.

„Fanny kann nicht an zwei Orten zugleich sein," sagte er hitzig, „und sie kann nicht hier sitzen und auch in dem Nebenzimmer das Mittagessen kochen."

„Ich dachte immer, ein Pathenkind haben, sei besser als selbst ein Kind haben," seufzte Charlotte aus ihrem Bette, „aber es ist nicht so. Meine Tochter verließ mich, um nach Amerika zu gehen, und meine Pathe will nicht einmal bei mir im Zimmer sitzen. Ach, es ist eine traurige Welt! eine traurige Welt!"

„Dann braucht Ihr also Nichts?" sagte Charles mit mürrischer Miene.

„Nichts?" kreischte Charlotte fast; „Nichts! Nichts, sagte der Knabe? Soll ich denn nicht mehr essen und trinken? Habe ich wohl meinen Imbiß bekommen?"

Marie stöhnte blos und sagte, sie bekäme niemals zu trinken oder sonst Etwas.

Charles kehrte zu Fanny mit der Meldung zurück, daß Charlotte sehr mürrisch sei und ihren Imbiß haben wolle, und daß Marie ebenfalls mürrisch sei und zu trinken verlange.

„Nun, Charles, glaubst Du, daß wir spazieren gehen und diese beiden armen hülflosen Patientinnen,

die blos mürrisch sind, weil sie leiden, glaubst Du, daß wir spazieren gehen, uns Vergnügen machen und sie allein lassen dürfen?"

Charles hing den Kopf und gab keine Antwort.

„Und nun gehe hinein zu Deiner Großmama," sagte Fanny. „Dies ist die Stunde, wo sie es gern sieht, wenn Du ihr vorliesest."

Charles machte ein sehr verlegenes Gesicht.

„Ich lese der Großmama nicht gern vor," sagte er mit mehr Freimüthigkeit als Pflichtgefühl. „Es ist langweilig."

„Armer Knabe, das glaube ich Dir gern," rief Fanny; „aber, Charles, wenn Du nicht frühzeitig thun lernst, was Du nicht gern thust, so wird es Dir später, wenn Du ein Mann bist, sehr sauer ankommen. Also geh' und sei gut — Deine Großmama erwartet Dich."

Charles gehorchte, denn unter neuer, obschon milder Zucht war er gehorsam geworden — ehe er aber ging, schlang er seine Arme um Fanny's Hals und sagte schmeichelnd:

„Nicht wahr, Du wirst Baptist bitten, mir eine Trommel zu kaufen?"

„Warum willst Du ihn nicht selbst bitten?" sagte Fanny.

„Weil er auf mich nicht achtet, wohl aber Alles thut, was Du ihn zu thun bittest.“

Fanny konnte nicht umhin, zu lächeln, aber sie wollte Nichts versprechen, und Charles, der sich somit genöthigt sah, sich mit der Hoffnung zu begnügen, begab sich in Madame la Roche's Zimmer.

Es war noch ein hübsches, angenehmes Zimmer, ein kleines Asyl, in welches die Sorgen und Beschwerden der äußeren Regionen nicht dringen durften. Es bestand von Marien an bis zu Charles herab eine gutmüthige Verschwörung zu dem Zwecke, Madame la Roche in Unbekanntschaft mit den Uebelständen zu erhalten, welche sie zu schmerzlich empfunden haben würde, weil es gänzlich außer ihrer Macht stand, auch nur ein Mittel dagegen in Vorschlag zu bringen.

Diese Vorsicht war keine überflüssige. Madame la Roche war während der letzten drei Jahre so schwach geworden, daß sie das Haus nur selten verließ. An ihrem Fenster im Lehnstuhle zu sitzen, bei schönem Wetter den Sonnenschein, bei Kälte und Frost ein warmes Feuer zu genießen und unthätig hinzuleben, dies war jetzt ihr Loos.

Sie ertrug diese Schwäche und Hinfälligkeit mit der Sanftmuth und Geduld ihres Charakters. Man hätte sie sogar heiter nennen können, so ruhig

war der Blick ihrer milden blauen Augen, so sanft das Lächeln, welches auf ihren bleichen Lippen weilte.

Ihr größtes, vielleicht ihr einziges Vergnügen war, zu sehen, wie Charles zu einem schönen, kräftigen Knaben heranwuchs, dabei einige treffliche Eigenschaften und nicht mehr als die gewöhnliche Anzahl von kindischen Fehlern besaß.

Jetzt sah sie ihn mit freundlichem Blicke und lächelnd hereintreten.

„Das ist recht, Kind,“ sagte sie; „es freut mich, daß Du kommst. Es ist mir nicht recht, daß ich Dich nicht mehr alle Tage haben kann. Freilich muß er in die Schule gehen,“ setzte Madame la Roche, mit sich selbst sprechend, hinzu, „aber dennoch möchte man ihn immer um sich haben.“

„Baptist sagt, ich müßte eine Menge Dinge lernen,“ sagte Charles und erschrack ein wenig über die so eben gehörten Worte, denn er sah darin eine Andeutung, daß er vielleicht zum Zeitvertreib für seine Großmama aus der Schule zurückgehalten werden würde.

„Baptist ist ein Engel,“ seufzte Madame la Roche.

Charles machte ein ungläubiges Gesicht.

„Engel haben Flügel,“ sagte er und hielt dieses Argument augenscheinlich für unwiderleglich.

„Das wirst Du besser kennen lernen, wenn Du

älter bist," sagte Madame la Roche, „und nun lies mir Etwas vor, Kind."

„Soll ich Dir die Geschichte von Aladdin und der Wunderlampe vorlesen?" fragte Charles, denn er war der klassischen Autoren, welche Madame la Roche, um seinen Geschmack zu bilden und seine Moralität zu fördern, ihm in die Hände gegeben, herzlich müde.

Sie schien durch den Vorschlag ein wenig überrascht zu werden, antwortete aber gutmüthig, er möge lesen, was ihm gefiele.

Charles setzte sich daher mit untergeschlagenen Beinen auf einen Stuhl und las, wie der Sohn des Schneiders die Tochter des Sultans heirathete.

Madame la Roche schloß die Augen, weil es unnöthig und mühsam war, sie offen zu halten, und hielt sie geschlossen, weil sie sehr bald fest einschlief.

Mit unvermindertem Eifer aber las Charles weiter. Er wußte die Geschichte längst auswendig. Aber gleichviel, es war eine wunderbare Geschichte, die ihn immer wieder auf's Neue ergriff.

Und während die Großmutter schlief und der glückliche Knabe las, arbeitete Fanny eifrig und angestrengt, nachdem sie für die Bedürfnisse der zwei armen Patientinnen gesorgt und dieselben mit freundlichen Worten und einem Kusse beschwichtigt.

„Wenn ich nur Baptist seine Last abnehmen könnte,“ dachte sie.

Und Baptist arbeitete in seinem Laden mit gleichem Eifer.

„Ich weiß, dieses Mädchen arbeitet die halbe Nacht hindurch,“ dachte er; „wenn ich nur noch ein wenig mehr Geld verdienen könnte, damit sie sich nicht ihre armen Augen so anzustrengen brauchte. Mein armer kleiner Liebling, um Deinetwillen wünschte ich ein reicher Mann zu sein.“

Edle Herzen, in welchen die Liebe nicht egoistisch, bei welchen die Erfüllung der Pflicht nicht der kalte Mangel an Liebe war!

Zweites Kapitel.

In der Abenddämmerung schlüpfte Fanny die Treppen hinunter und sah schüchtern bei dem grimmigen Portier hinein.

„Nichts Neues, Herr Fécard?" fragte sie.

„Neues? was soll es denn Neues geben?" antwortete er in rauhem Tone.

„Ja, das weiß ich nicht," sagte Fanny; „Sie lesen ja die Zeitung."

„Nun, und wenn ich sie auch lese? Bin ich vielleicht verbunden, eine Zeitung für die Miethsleute zu sein?"

Fanny seufzte, gab aber keine Antwort. Alle diese unhöflichen Redensarten waren der Preis, den sie jeden Abend für Nachrichten bezahlen mußte, die sie zu kaufen zu arm waren.

Madame la Roche vermißte ihre Zeitung, und

Fanny machte es sich zum Vergnügen, so weit es ihr möglich war, diesen Verlust zu ersetzen.

Wenn Baptist dies gewußt hätte, so würde er Madame la Roche lieber zwei Zeitungsblätter gebracht haben, um nur seine kleine Fanny solcher Nothbehelfe zu überheben.

Das junge Mädchen trug aber Sorge, dergleichen Bedürfnisse vor seinem wachsamen Auge zu verbergen, denn besser als irgend Jemand kannte sie die schwere Bürde, welche seine Liebe ihm aufgelegt.

Deßhalb stahl sie sich, ihrem Stolze und ihrer Scham Schweigen gebietend, jeden Abend hinunter zu Herrn Fécard, der, nachdem er ihr die gewohnte Anzahl Grobheiten gesagt, ihr endlich doch einen kurzen Auszug aus der täglichen Zeitung mittheilte.

Dies that er auch an diesem Abende, und zwar auf folgende Weise:

„Auf den Boulevards ist ein Kind überfahren worden."

„Das ist ja entsetzlich!" sagte Fanny.

„Nun, warum fragen Sie dann darnach?" entgegnete Herr Fécard. „Wissen Sie nicht, daß die Zeitungen aus Unglücksfällen, Mordthaten und Schlägereien zusammengesetzt sind? In dem Faubourg St. Germain ist gestern Nacht Feuer gewesen und ein Haus niedergebrannt."

„Aber hoffentlich ist Niemand darin gewesen?“ sagte Fanny ängstlich.

„Ha! Sie wünschen wohl, daß auch Menschen mit verbrennen? So Etwas ist mir noch nicht vorgekommen! Wahrscheinlich wird es Ihnen dann förmliches Vergnügen machen, zu hören, daß in Baugirard ein Mann seine Frau ermordet und dann sich selbst erschossen hat? Ja — das ist so Etwas für Sie.“

„Weßhalb muß er denn sein Weib ermordet haben?“ rief Fanny und ward bleich.

„Aus Liebe natürlich, oder aus Eifersucht, wenn Ihnen das lieber ist. Was Politik betrifft, so kümmere ich mich darum nicht. Herr Thiers ist immer noch Minister und der König ist nach Neuilly gereis't. Man spricht auch von einem Kriege — aber was kümmere ich mich um alles Dies?“

Herr Fécard fing wieder an zu hämmern, und Fanny, welche daraus schloß, daß er ihr keine Neuigkeiten weiter mitzutheilen hatte, dankte ihm leise und stahl sich wieder die Treppen hinauf.

Behutsam und ohne Affectation theilte sie ihren kleinen Vorrath von Neuigkeiten Madame la Roche mit, welche sehr naiv sagte:

„Mein liebes Kind, Du bist so gut wie eine Zeitung. Wo hast Du nur alle diese Dinge her er-

fahren? In dem Faubourg St. Germain ist ein Haus abgebrannt? Ich möchte wissen, ob es vielleicht Madame Guignol's Haus gewesen ist."

Charlotte und Marie machten auch ihre Bemerkungen und Fragen, und mit einem Anfluge von dem Geiste der früheren Zeit, der Fanny glücklich machte, rief Marie:

„Sie war von jeher ein förmliches Wunderkind!"

Und nun war der Tag vorüber und Alles schlief, ausgenommen Fanny — Madame la Roche in ihrem Zimmer; Charlotte und Marie in dem ihrigen und Charles in dem Vorderzimmer, wo jetzt sein kleines Bettchen aufgestellt war, damit er in der Nähe von Fanny in ihrem Kämmerchen wäre und seine Großmutter nicht zu zeitig aufweckte.

Fanny nähete noch. Sie hatte Etwas fertig zu machen und nähete daher angestrengt und schnell.

Dann und wann ging die Nadel langsamer, wenn sie die Hausthür sich öffnen und mit dumpfem Schlage wieder schließen hörte. Dann und wann fuhr sie zusammen, wenn ein Tritt die Treppe heraufkam, und wenn dann das Oeffnen der Hausthür oder der heraufkommende Tritt weiter keine Folge für sie hatte, seufzte Fanny.

Es läßt sich nicht leugnen — sie erwartete

Jemanden — Baptist, wie wir kaum zu sagen brauchen.

Er kam jeden Abend. Mochte das Wetter sein wie es wollte — er kam. Seit einiger Zeit — mochte nun der Grund darin liegen, daß er sehr viel zu thun hatte und nicht eher kommen konnte, oder daß er es angenehmer fand, Fanny zu sehen, wenn sie an dem Bettchen des schlafenden Knaben saß — pflegte Baptist nicht eher zu kommen als bis er überzeugt sein konnte, Fanny noch allein wach anzutreffen.

Er blieb deßhalb jedoch nicht länger da und Fanny erhob daher keinen Einwand dagegen.

Diese Stunde ruhiger Unterhaltung über fernere Pläne, über Hoffnungen, die vielleicht auf Erden niemals in Erfüllung gingen, war der einzige Trost zweier schwergeprüfter Existenzen.

Fanny sah daher mit einem gewissen Grade von Aengstlichkeit die Zeit verstreichen, in welcher Baptist hätte erscheinen sollen.

Mit einem Gemisch von Ungeduld und Unruhe hörte sie einen heftigen Platzregen an die Fensterscheiben schlagen und dachte: „Der alte nachlässige Baptist" — Baptist war schon so weit zu ehelichen Ehrentiteln promovirt, daß er regelmäßig der „alte Baptist" genannt ward — „er wird naß werden."

Dies war allerdings sehr wahrscheinlich, wenn er in diesem Regen unterwegs war. Der Regen strömte nur so herab, und gerade als es am heftigsten goß, ward die Hausthür laut zugeschlagen.

Fanny war überzeugt, daß es Baptist sei. Sie eilte an die Thür, öffnete dieselbe und horchte auf der Treppe.

Ein fester, aber ziemlich schwerer Tritt kam herauf und gleich darauf erschien Baptist, aus dem Dunkel hervortretend, lächelnd und gutmüthig wie je, aber triefend vom Kopf bis zum Fuße.

Fanny bewillkommnete ihn mit einem Vorwurfe.

„O, warum bist Du gekommen!“ sagte sie. „Du bist ganz durchnäßt und wirst krank werden. Du bist recht garstig, Baptist.“

Baptist nahm diese Vorwürfe mit großer Gelassenheit hin. Und in der That, obschon Fanny alles Mögliche that, um ihre glatte Stirn zu runzeln, so waren ihre braunen Augen doch so freundlich und ihre Stimme, trotz ihres Scheltens, so weich, daß selbst ein weniger bescheidener Liebhaber als Baptist sich nicht zu beklagen gebraucht hätte.

Er beklagte sich auch nicht.

Er trat in das Zimmer, nahm seine Tuchmütze ab, schüttelte seine nassen Kleider, setzte sich an den

Ofen und begann mit ruhiger Philosophie sich zu trocknen.

Fanny setzte sich ihm gegenüber und nahm wieder ihre Arbeit zur Hand.

„Alles wohl?“ fragte Baptist.

„Meine Pathe und Marie befinden sich wie gewöhnlich; Madame la Roche beklagte sich über Müdigkeit und Charles hatte Kopfweh.“

„Und Du, Fanny?“

„O, ich befinde mich wohl.“

„Leg' doch diese Näherei weg, ich bitte Dich.“

Fanny legte sie lächelnd weg, denn sie dachte: „Ich werde aufbleiben und sie in der Nacht vollends fertig machen.“

„Weißt Du, Fanny,“ sagte Baptist nach einer nachdenklichen Pause, „daß es nicht so fortgehen kann — nein, es kann nicht so gehen. Ich muß einen andern Tisch anschaffen. Der jetzige da ist zu groß und nimmt zu viel Platz weg.“

„Das ist vielleicht wahr,“ sagte Fanny.

Dies bedarf einer nähern Erklärung.

Baptist und Fanny waren mit ihrer Stellung so weit vertraut geworden, daß sie sich so ziemlich als verheirathet betrachteten und gewohnt waren, allerhand häusliche Angelegenheiten mit einander zu erledigen wie zwei alte Eheleute. Die Stellung ge-

wisser Möbels in jenem kleinen Hinterzimmer, welches schon so lange auf Fanny's Ankunft wartete, war ein häufiger Gegenstand freundschaftlicher Debatten, und Baptist fand ein ganz besonderes Vergnügen daran, die künftige Heimath seiner Geliebten zu ändern und zu verbessern.

Dreimal wenigstens hatte er das ganze Meublement erneuert und verändert, und ganz besonders war es ein gewisser Tisch, von dem man sagen konnte, er sei mehr in dem Zimmer herum- und hinein- und herausgewandert als den meisten Tischen beschieden zu sein pflegt.

Diesen Tisch hatte Baptist jetzt beschlossen ganz und gar zu entfernen — er war zu groß. Und Fanny war mit ihm einverstanden.

Aber dieß war noch nicht Alles. Baptist hatte noch einen Plan, den er seiner Braut mittheilte.

„Fanny," sagte er nach einer abermaligen Pause, „eigentlich ist der Tisch nicht zu groß, sondern vielmehr das Zimmer zu klein. Wir werden niemals im Stande sein, darin zu wohnen, besonders wenn Gott uns Kinder schenkt, wie er, hoffe ich, thun wird. Wir müssen ein Landhaus haben."

„Wie!" rief Fanny erstaunt.

„Ich weiß, was ich sage," hob Baptist mit ern-

stem Lächeln wieder an. „Ich habe diese ganze Woche darüber nachgedacht. Höre mich an.“

Fanny schüttelte den Kopf und machte eine ungläubige Miene, hörte aber dennoch zu.

„Ich sah gestern dicht vor der Barriere einen Bauplatz,“ hob Baptist wieder an, „ein hübsches langes Grundstück, hinreichend für ein Haus und einen Garten dahinter. Ich dachte sogleich, es müßte sehr angenehm sein, hier ein Haus und einen kleinen Garten mit einigen Blumen und Obstbäumen zu haben, und ein ruhiges kleines Plätzchen mit der Aussicht auf grüne Felder, nach welchem Fanny und ich uns jeden Sonnabend Abend begeben könnten, um natürlich erst Montags früh von dort wieder in die Stadt zurückzukehren. Ich sage Dir, Fanny, für Dich und die Kinder wäre ein solcher Platz Goldes werth. Er wäre Leben und Gesundheit.“

Fanny lächelte über den Eifer, mit welchem Baptist sprach. Sie lächelte über die glücklichen Visionen, welche seine Worte aufsteigen ließen. Sie sah sich als Hausfrau, als Mutter mit Kindern um sich, mit heranwachsenden Söhnen und Töchtern, und sie fühlte, was jedes Weib fühlt, welches von süßen häuslichen Banden träumt.

„Gestehe, daß dies etwas Herrliches wäre,“ sagte Baptist, welcher den Ausdruck ihres Gesichts betrachtete.

Fanny erwachte, wie aus einem Traume emporfahrend.

„Und wenn wir nun keine Kinder haben?“ sagte sie. „Gott sendet sie nicht Allen.“

„Keine Kinder!“ wiederholte Baptist mit verlegenem Gesichte, „keine Kinder! Wohlan, Fanny, wenn wir keine bekommen, so werden wir glauben, daß es zu unserm Besten sei. Ich kannte einmal einen Mann, welcher froh war, keine zu haben,“ fuhr Baptist nachdenklich fort, „und der obendrein einen sehr seltsamen Grund dafür anführte.“

„Was war das für ein Grund?“

„Kein anderer als daß vorige Woche eine Frau auf die Galeeren geschickt worden war und nächsten Montag ein Mann guillotinirt werden sollte. Er schien zu glauben, der Mann könne sein Sohn und die Frau seine Tochter sein. Ich kann nicht sagen, daß ich jemals daran gedacht habe, obschon allerdings Kinder nicht immer zum Segen geschickt werden. Aber Kinder oder keine Kinder, warum sollten wir nicht ein kleines Landhaus haben, um, nachdem wir eine ganze Woche eingesperrt gewesen, reine Luft zu athmen?“

„Warum?“ antwortete Fanny — „so viel ich weiß, aus keinem andern Grunde als weil wir nicht können.“

„Da habe ich Dich, Mademoiselle!“ entgegnete Baptist triumphirend. „Ich muß Dir nämlich sagen, daß das Grundstück, welches ich gestern sah, zu verkaufen war. Ich muß Dir ferner sagen, daß ich sofort den Besitzer aufsuchte und daß es hart hergehen müßte, wenn wir uns nicht einigten.“

„Aber das Geld!“ rief Fanny.

„Nun, wie nennst Du denn das da?“ fragte Baptist, indem er eine alte Maroquinbrieftasche hervorzog, die er öffnete und aus der er frohlockend mehrere Banknoten herausnahm, die er sorgfältig aufblätterte und vor Fanny's Augen hinzählte. „Ist das Geld, wie?“ hob er mit halb verhaltenem Athem wieder an. „Aber vielleicht sind Sie keine Freundin von Papiergeld, Mademoiselle — wohlan, dann können Sie auch Gold bekommen.“

Und auf die Brieftasche folgte eine Börse, durch deren seidene Maschen mancher Napoleon schimmerte. Die arme kleine Fanny war wie geblendet.

„Ist dieses ganze Geld Dein?“ rief sie erstaunt die Hände zusammenschlagend.

„Bis auf den letzten Sou,“ entgegnete Baptist.

„Ha, nun ist mein Gemüth endlich ruhig. Ich bin nicht daran gewöhnt, Geheimnisse vor Dir zu haben, und dieses Papier und Gold hat mir Alpdrücken verursacht — das ist wirklich die Wahrheit.“

„Dann hast Du es wohl schon seit langer Zeit?“

„Ich habe seit zwei Jahren daran zusammengescharrt. Es ist mehr als das Grundstück kosten wird. Was das Haus betrifft,“ setzte Baptist ein wenig kleinlaut hinzu, „so werde ich Zeit haben, auch zu diesem das Geld zusammenzuscharren, denn wir werden einander doch noch nicht so bald heirathen. Doch gleichviel, was sagst Du zu meinem Plane, Fanny?“

„Er scheint mir zu glänzend für uns zu sein,“ antwortete sie, indem ihre Augen sich umflorten. „Wir haben so viel Noth und Sorge gehabt, daß es mir ein zu großes Glück zu sein scheint, denken zu können, daß wir ein kleines hübsches Landhaus als Eigenthum besitzen könnten — natürlich meine ich eines der schlichtesten, aber doch ein uns gehörendes — wo wir frische Luft athmen, grüne Felder sehen und einige Blumen haben können.

„Aber, Baptist, die Blumen werden wenigstens ein Mal täglich begossen werden müssen. Was sollen wir da machen?“

Baptist kratzte sich im Kopfe und schien verlegen zu sein, aber nur eine kurze Zeit lang.

„Ach bah!“ sagte er bald; „kann ich nicht jeden Morgen hinausgehen und Deine Blumen begießen und Dir einen Strauß mitbringen, um Dein armes

Herz während des ganzen Tages zu erheitern? Ich würde sagen, Du solltest ganz dort wohnen, aber siehst Du, Fanny, ich bin ein zu großer Egoist. Ich muß Dich Tag und Nacht bei mir haben."

„Du glaubst doch nicht, ich wolle allein dort wohnen?" fragte Fanny ungeduldig. „Wer sollte denn auf den Laden Acht geben und die Kunden bedienen, wenn Du nicht zu Hause bist?"

„Wer anders als mein Weib! Sehr wahr, Fanny, sehr wahr. Und dennoch ist es eine Sünde, dieses Haus eine ganze Woche leer stehen zu lassen. Du kannst Dir nicht denken, was für ein niedliches Haus es sein wird. Schau' nur einmal her."

Wieder öffnete Baptist seine Brieftasche; dieß Mal aber riß er blos ein weißes Blatt heraus, auf welchem er mit Hülfe eines Bleistifts ein Haus zu zeichnen begann.

„Da," sagte er, „siehst Du es nun? Das ist die Thür; dieß sind die drei Vorderfenster — das da ist das Dach — die Feueresse brauche ich nicht erst darauf zu setzen — das werden die Maurer besorgen."

„Aber ich möchte auch das Innere des Hauses sehen," sagte Fanny muthwillig, und betrachtete über die Schulter ihres Bräutigams hinweg die nette Skizze, die er gezeichnet, denn Baptist, der oft Zeichnungen zu seinen Möbels abzuändern oder auch neu

zu fertigen hatte, besaß in der Zeichnenkunst eine ganz leidliche Fertigkeit.

„Das sollst Du gleich auch sehen," erklärte er fügsam. „Du brauchst blos meinem Bleistifte mit den Augen zu folgen. Diese zwei Striche sind der Gang, welcher durch das Haus nach dem Garten führt. Rechts ist das Speisezimmer und die Küche. Die Küche hat die Aussicht nach dem Garten."

„Warum das?" fragte Fanny.

„Damit Du den Geruch der Rosen genießen kannst, während Du kochst. Auf der andern Seite des Ganges befinden sich zwei Schlafzimmer. Wenn wir später Platz brauchen sollten," setzte Baptist, der sich augenscheinlich zu einem Patriarchen bestimmt glaubte, philosophisch hinzu, „so können wir noch eine Etage aufsetzen. Meinst Du nicht auch, Fanny?"

Aber Fanny hörte kaum noch auf ihn. Sie weinte, und mit einer Vertraulichkeit, die ihrem schüchternen, launenhaften Temperamente sonst nicht eigen war, hatte sie ihren Kopf an Baptist's Schulter gelehnt.

„Sprich nicht so," sagte sie, „es macht mir Schmerz. O, Baptist, mein guter alter Baptist, niemals werde ich mit Dir in jenem schönen kleinen Hause wohnen — niemals — niemals — ich würde zu glücklich sein."

„Meine kleine Fanny, sprich nicht so," sagte Baptist mit unruhiger Miene und indem er sie unwillkürlich fester an sich zog. „Das Geld zu dem Grundstück ist da, und das zum Hausbau nöthige wird, so Gott will, auch kommen."

„Ach ja, Baptist, aber erst wenn wir graues Haar haben! O, ich bin zuweilen gottlos, sehr gottlos. Es scheint so hart, eine Jugend so zu verleben, wie wir die unsrige verleben — getrennt — für immer getrennt."

„Es ist allerdings hart," sagte Baptist traurig.

Fanny gab ihm keine Antwort. Sie richtete sich langsam von seiner Schulter auf.

Er erhob sich und ging in einiger Aufregung im Zimmer auf und ab. Sein ruhiges flämisches Blut war nicht leicht in Wallung zu bringen, aber wenn er daran dachte, diesen seinen langen Bräutigamsstand abzukürzen, da braus'te es in seinen Adern und stürzte die Vernunft von ihrem Throne.

Nicht vergebens aber war Baptist mit jenem kostbaren Geschenke — Umsicht und Urtheil — begabt.

Ein einziges Mal, als Fanny sich von ihm losgesagt, war das Urtheil der Verzweiflung gewichen, und Baptist, der kaltblütige, berechnende Baptist Watt, hatte sich als Soldat anwerben lassen.

Jetzt aber liebte Fanny ihn wieder und Baptist konnte geduldig sein. Er seufzte, nahm Fanny's Hände in die seinigen und sagte mit Nachdruck:

„Nein, Fanny, wir werden einander heirathen, ehe wir graues Haar haben — nimm mein Wort darauf."

„O, ich kann schon warten," sagte Fanny neckisch.

Baptist war aber Philosoph und fuhr, ohne auf diesen Stich zu achten, fort:

„Und mittlerweile wollen wir das Haus bauen und hoffen, daß Gott uns darin wohnen lassen wird, sobald die Zeit da ist."

Was Fanny auch von dieser Aussicht denken mochte, so widersprach sie ihrem Geliebten doch nicht. Es hätte dies ein gefährliches Terrain betreten heißen. Sie hörte ihn an, mit ihren Händen in den seinen und mit Resignation auf ihrem abgewendeten Gesichte.

Während sie so dastand und seinen Blick mied, fielen ihre Augen auf das Bettchen des vergessenen Charles.

Der Knabe hatte sich aufgesetzt und stierte mit weitgeöffneten Augen sie aus Leibeskräften an.

Fanny machte ihre Hände aus denen Baptist's los und ging auf den Knaben zu.

„Charles, was fehlt Dir?" sagte sie ängstlich.

„Der Kopf thut mir so weh,“ antwortete er.

Sie ergriff seine Hand und ließ sie erschrocken wieder fallen — sie war glühend heiß.

„Der Knabe ist krank,“ flüsterte sie Baptist zu; „sieh ihn nur an — sein Gesicht ist scharlachroth.“

Baptist ward ebenfalls unruhig, obschon er selbst nicht hätte sagen können, warum.

„Ich werde gehen und einen Arzt holen,“ sagte er, indem er sich nach seiner Tuchmütze umsah. „Es ist allemal das Beste, in Zeiten Hülfe zu suchen.“

„Du glaubst doch nicht, daß der Knabe krank sei?“ rief Fanny und vergaß, daß sie eben erst selbst erklärt hatte, er sei es. „Ueberdies ist es auch zu spät.“

„Ich glaube wirklich, der arme kleine Schelm ist krank,“ entgegnete Baptist ernsthaft, „und es ist noch nicht zehn Uhr, deßhalb ist es noch nicht zu spät. Ich werde sogleich wieder da sein.“

Und ohne auf Widerspruch oder Antwort zu warten, verließ Baptist das Zimmer.

„Leg' Dich,“ sagte Fanny und neigte sich über den Knaben, der stöhnend gehorchte und wieder sagte, der Kopf thue ihm weh.

Seinem Versprechen treu, kam Baptist sehr bald mit einem Arzte zurück — einem sanften, ernsten

Manne, der zuweilen Madame la Roche und Marien behandelte.

Fanny hatte die Thür zwischen dem Vorderzimmer, wo sie saß, und dem, wo Charlotte und Marie schliefen, sorgfältig geschlossen und hoffte, auf diese Weise den beiden alten Dienerinnen und ihrer Herrin den Besuch des Arztes zu verheimlichen.

Der Arzt fühlte dem Knaben an den Puls, warf einen Blick auf sein Gesicht und sagte ruhig, aber bestimmt:

„Erschrecken Sie nicht. Ich hoffe, daß die Krankheit bald vorübergehen wird, aber es ist das Scharlachfieber."

„Ich dachte mir's gleich!" rief Baptist, „er sah gerade so aus wie die Kinder des Nachbars — und sie starben," setzte er bei sich selbst hinzu.

„Das Scharlachfieber!" wiederholte Fanny erschrocken. „O, das ist eine Strafe, die mir der Himmel für die gottlosen Gedanken schickt, die ich heute Abend hatte."

„Ich sagte Ihnen, Sie sollten nicht erschrecken," sagte der Arzt freundlich. „Es ist durchaus keine unmittelbare Ursache zu Befürchtungen vorhanden. Halten Sie ihn warm. Morgen werde ich wiederkommen."

Er verließ sie, während sie noch wie betäubt

von der Plötzlichkeit dieses unerwarteten Schlages dastanden.

„Armer Knabe,“ sagte Baptist, der noch die beiden kleinen weißen Särge sah, die aus dem Hause seines Nachbars fortgetragen wurden.

„Und Du? Und Du?“ rief Fanny mit plötzlicher Angst. „O, Baptist, geh', geh' — wenn Du auch diese Krankheit bekommen und sterben solltest! Geh'! um Gottes willen, geh'! und wenn Du mich lieb hast, so komme nicht eher wieder in dieses Haus als bis das Kind wieder gesund ist. Versprich mir das!“

Sie umklammerte ihn und blickte mit einem Gemisch von Bitte und Liebkosung zu ihm empor.

„Und wenn ich sterben kann, kannst Du es dann nicht auch?“ entgegnete Baptist. „O Fanny, sage das nicht und heiße mich niemals eine Gefahr meiden, welche Du selbst bestehen mußt.“

Baptist's Sinn war unerbittlich. Alles, was Fanny's Thränen und Bitten erlangen konnten, war, daß er sich jetzt sofort entfernte; als sie aber schieden, setzte er hartnäckig hinzu:

„Merke wohl, daß ich morgen wiederkommen werde.“

„Ich wußte, ich wußte, daß das Glück zu groß wäre,“ dachte die arme Fanny, als sie wieder allein war. Ich wußte, daß es nicht sein konnte. Es müssen Leiden, es müssen Schmerzen kommen, um meine

müssigen glücklichen Jahre aufzuwiegen. Ich sage dem Hause und dem Garten Lebewohl. Ich werde niemals Baptist's Weib sein — niemals — niemals."

Und mit schwerem, von bangen Ahnungen erfülltem Herzen saß sie die ganze lange Nacht bei dem Knaben, der sich, von brennendem Fieber gequält, stöhnend auf seinem kleinen Bette hin- und herwarf.

Drittes Kapitel.

Erst als Madame la Roche zeitig am nächsten Morgen erwachte, erfuhr sie die Wahrheit.

Fanny trat in ihr Zimmer, setzte sich neben ihr Bett und sagte sie ihr so schonend als möglich.

„Das Scharlachfieber!" rief Madame la Roche, indem sie wieder zurück auf ihren Pfühl sank, von welchem sie sich ein wenig erhoben, „das Scharlachfieber!" setzte sie, die Hände zusammenschlagend, hinzu; „ach, dann helfe uns Gott!"

„Der Arzt sagt, jetzt sei noch keine Gefahr vorhanden und es werde vielleicht auch keine vorhanden sein; und in der That, Madame, es kommt mir vor, als wäre schon heute Morgen das Fieber nicht mehr so heftig."

„Ich muß aufstehen und ihn sehen," sagte Madame la Roche, indem sie sich erhob; „mein armer

Knabe — mein armes Kind — er las mir gestern Aladdin's Wunderlampe vor, aber ich erinnere mich, daß er damit nicht ganz zu Ende kam."

„Er wird damit noch zu Ende kommen," sagte Fanny, indem sie eine heitere Miene zu zeigen versuchte und Madame la Roche sich ankleiden half.

Als sie durch das Zimmer schritt, in welchem Charlotte und Marie lagen, erwachte jede in ihrem Bett, und zwei stöhnende, klagende Stimmen hielten sie auf.

„Ein trauriges Erwachen für Madame," sagte Charlotte. „Wenn ich nur aufstehen könnte, um ihn zu pflegen, wie ich seine Mutter pflegte! So aber ist er einem thörigten kleinen Dinge, wie Fanny überlassen, die mehr daran denkt, mit ihrem Liebhaber zu plaudern als auf das liebe Kind Acht zu geben."

Fanny erröthete, als sie bemerkte, daß das Gespräch vom vorigen Abend theilweise von ihrer Pathe erlauscht worden war.

„Ja, ja," sagte Marie, die auch Etwas gehört hatte. „Mademoiselle schließt unsere Thür zu und läßt zwei arme, alte, hülflose Geschöpfe im Finstern liegen, während sie mit ihrem Galan schwatzt und lacht."

„Ich dachte, Ihr schliefet," stammelte Fanny.

„Wir schliefen!" sagte Marie, „während Ihr, Du

und Herr Baptist, von Häusern und Gärten plaudertet und der arme Knabe das Fieber hatte! Nein — nein, wir schliefen nicht."

„Es war Baptist, der den Arzt holte," sagte Fanny sich wieder sammelnd, „und heute Morgen wußtet Ihr nicht, daß der Arzt dagewesen war. Deßhalb kann ich nicht umhin, zu glauben, daß Ihr wenigstens einen Theil der Nacht geschlafen haben müßt."

Marie warf sich aber in ihrem Bette hin und her, theils vor Fieber, theils vor Aerger.

„Also der Arzt ist dagewesen und Du hast mich nicht gefragt, ob ich ihn auch zu sprechen wünsche?" rief sie entrüstet. „Vielleicht behauptest Du, ich sei gar nicht krank?"

„Er kommt heute Morgen wieder," sagte Madame la Roche sanft. „Ich bitte Dich, Marie, laß doch dem armen Kinde ein wenig Ruhe. Jeder sieht, daß sie die ganze Nacht nicht geschlafen hat."

Marie, deren Mißlaune mehr die Folge von Krankheit als von unfreundlicher Gesinnung war, ließ sich erweichen. Sie bot Fanny die Hand und sagte liebreich:

„Armes Kind, Dir wird einmal wohl sein, wenn Du zwei mürrische alte Geschöpfe, wie wir sind, los bist. Meint Ihr das nicht auch, Charlotte?"

„Ich bin stets der Meinung gewesen, daß kluge Leute blos für sich sprechen, aber nicht für ihre Nächsten," entgegnete Charlotte mit beträchtlicher Würde.

Marie stützte sich auf den Ellnbogen — ein Kampf schien unvermeidlich, doch gelang es Fanny, ihm für den Augenblick noch Einhalt zu thun.

„Ihr seid nicht zwei alte mürrische Geschöpfe," sagte sie, indem sie sich bemühete heiter auszusehen. „Ihr seid zwei alte, gute Freundinnen und Euer Frühstück ist fertig."

Indem sie dies sagte, brachte sie ihnen ihr Frühstück hinein.

Marien, die noch am besten im Stande war, sich selbst zu helfen, reichte sie zuerst, und dann setzte sie sich an das Bett ihrer Pathe und fütterte sie wie ein Kind.

„Ach ja — alles Fleisch ist wie Gras," seufzte Marie, indem sie die Suppe wegsetzte, von der sie kaum zu kosten vermochte. „Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, der Appetit würde mir niemals fehlen, und jetzt kann ich nicht essen was ein Kind auf einen Bissen verzehren würde, und muß obendrein noch mit ansehen, daß eine starke Frau, wie Charlotte, mit dem Löffel gefüttert wird wie ein Kind — es ist zum Erbarmen — es ist zum Erbarmen! Fanny, heirathe

nur nicht — es ist Alles eitel und macht nur Sorge und Kummer."

„Ich stehe auch jetzt noch gar nicht im Begriff, zu heirathen," entgegnete Fanny mit einem Anflug von Ungeduld.

„Ja, aber Du denkst daran."

„Ich denke an meinen armen, kleinen Charles, der krank liegt und ächzt, und die ganze Nacht nicht geschlafen hat," antwortete Fanny, „und ich denke an Euch und an meine arme Pathe und an Madame la Roche und eine Menge andere Dinge, außer an's Heirathen."

„Ja, liebes Kind, aber an dieses denkst Du auch," sagte Marie hartnäckig, und entschlossen, das letzte Wort zu haben.

Fanny hätte es ihr vielleicht aber doch nicht gelassen, wenn nicht der Arzt gekommen wäre.

„Vergiß nicht, ihn auch zu mir zu schicken," sagte Marie, indem sie Fanny am Kleide festhielt, „oder wenn Du ihn mir nicht schicken willst, so sage ihm wenigstens, daß ich Kopfweh habe."

Fanny hob mahnend den Zeigefinger empor und flüsterte:

„Laß mich gehen, Marie. Ich muß hinuntergehen, um Etwas zu holen und dem Arzte auf der Treppe zu begegnen, wenn er Charles gesehen hat.

Gegen mich spricht er sich vielleicht eher aus als gegen Madame la Roche."

Marie schien diese Hindeutung auf Gefahr nicht begreifen zu können, doch gehorchte sie. Sie ließ Fanny's Kleid los.

Das junge Mädchen ging rasch durch das äußere Zimmer und eilte die Treppe hinunter, ohne daß Madame la Roche, welche, die Hand des Knaben in der ihrigen haltend, begierig auf jedes Wort lauschte, welches der Arzt sprach, auf sie geachtet hätte.

Einen Vorwand, sich zu entfernen, fand Fanny sehr bald. Dennoch wagte sie in ihrer Furcht, den Arzt zu verfehlen, den mürrischen Portier zu befragen, der vielleicht, weil sie ihr Möglichstes that, ihn zu begütigen, gegen sie noch einmal so unfreundlich zu sein schien als gegen alle andere Leute.

„Wissen Sie, ob der Doctor wieder fort ist, Herr Fécard?" fragte sie schüchtern, indem sie auf der Schwelle der Portierloge stand.

Herr Fécard erhob sein beturbantes Haupt, denn das darum gebundene baumwollene Tuch war ein integrirender Theil seiner Existenz, und indem er sein nicht zu sauberes Gesicht, welches durch einen halbrasirten Bart nicht schöner gemacht ward, zu ihr neigte, sagte er in rauhem Tone:

„Der Doctor? — was für ein Doctor?"

„Unser Doctor, Herr Fécard.“

„Und wie soll ich Ihren Doctor kennen? oder glauben Sie, es gebe blos Einen Doctor in der Welt, wie?“

Fanny antwortete nicht. Sie hörte einen die Treppe herabkommenden Tritt und wußte sogleich, daß es der Arzt sei. Am Fuße der Treppe erwartete sie ihn. Er sah sie, nickte ihr zu und würde, ohne zu sprechen, vorbeigegangen sein, wenn sie ihn nicht durch die Frage aufgehalten hätte:

„Ich bitte, Herr Doctor, mir zu sagen, wie es mit dem Knaben steht. Sagen Sie mir die Wahrheit,“ setzte sie in flehendem Tone hinzu, „eins von uns muß sie wissen und ich habe noch die meiste Kraft, sie zu ertragen.“

„Wenn ich mit Bestimmtheit sagen könnte, daß keine Gefahr vorhanden sei, so würde ich es thun,“ sagte der Doctor freundlich; „aber obschon ich nicht leugne, daß der kleine Schelm sehr krank ist, so sehe ich doch keinen Grund, jetzt schon die Hoffnung aufzugeben. Fassen Sie also Muth, liebes Kind, fassen Sie Muth.“

Und indem er ihr freundlich zunickte und sie auf die Wange klopfte, ging er seines Weges.

Fanny war wie betäubt. Sie hatte von Gefahr gesprochen, aber ohne daran zu glauben, und jetzt

sprach der Doctor von der Gefahr als einer Gewißheit, von der Hoffnung als zweifelhaft, und hatte, indem er sie beim Worte nahm, als sie sagte, sie sei im Stande, die Wahrheit zu ertragen, ihr Nichts verhehlt.

Fanny liebte den Knaben innig. Sie hatte Tag und Nacht für ihn gearbeitet; sie hatte seinem Wohlbefinden viel geopfert. Der Gedanke, daß er sterben könne, erfüllte sie mit Entsetzen.

Nicht im Stande, sofort wieder hinaufzugehen und Madame la Roche entgegenzutreten, setzte sie sich auf die letzte Stufe der Treppe und versuchte, Kraft zu sammeln.

„Darf ich fragen, was Sie hier machen?“ sagte Herr Fécard, indem er den Kopf aus seiner Loge steckte. „Wollen Sie vielleicht die Treppe für sich allein in Beschlag nehmen, so daß Niemand herunter oder hinauf kann?“

„Wenn Jemand kommt, werde ich aufstehen,“ sagte Fanny unterwürfig. „Ich bitte, lassen Sie mich noch eine Weile hier sitzen, Herr Fécard. Ich will oben nicht wissen lassen, daß ich den Arzt gesprochen habe.“

„Nun, warum weinen Sie denn, wenn Sie es nicht wissen lassen wollen?“ lautete Herrn Fécard's rauhe Frage.

Fanny gab keine Antwort.

„Sie weinen — Sie weinen — weil Sie glauben, es gäbe keine größere Noth als die Ihrige. Ja, ja — Leute, die sich früher in guten Umständen befunden haben, bilden sich in der Regel ein, ihre Kinder seien etwas Besseres als die Kinder armer Leute. Sie glauben, sie seien, so zu sagen, Pozellangeschirr und wir weiter Nichts als irdene Töpfe — so ist es — nicht wahr?"

„Ich bin auch das Kind armer Eltern," sagte Fanny ruhig, „aber Madame la Roche hätte, wenn ich ihr eigenes Kind gewesen wäre, nicht gütiger gegen mich sein können als sie gewesen ist."

„Hm, hm!" murrte der Portier argwöhnisch, denn er war ein von Vorurtheilen erfüllter Demokrat; „also der kleine Bursche ist krank," setzte er hinzu. „Wohlan, Mademoiselle Fanny, Sie machen von Ihrer Noth großes Aufhebens, aber was denken Sie von der meinigen? Ich hatte sieben Kinder und eine Frau, alle in dieser Loge, in diesem Hause. Der Wirth drohete, mich aus seinem Hause zu treiben. Er sagte, es sei eine wahre Schande — als er mich in sein Haus genommen, hätte ich nur ein Kind gehabt und er könne nicht zugeben, daß sieben Kinder sich in einem Raume von sechs Quadratfuß herumwälzten. Ich sagte ihm, er könne mich aus dem Hause treiben,

wenn er Lüst habe, wenn er aber meine sieben Kinder, blos wegen des Verbrechens, geboren zu sein, zwänge, auf der Gasse zu verhungern, so stünde ich für Nichts, was mich die Verzweiflung vielleicht thun hieße. Der Hauswirth bewies mir später, daß er ein menschenfreundlicher Mann war. Damals hielt ich ihn für einen Feigling, denn er sagte Nichts mehr davon, daß er mich oder die Meinigen aus dem Hause treiben wolle. Sehen Sie, Mademoiselle, Sie sitzen da und horchen ganz aufmerksam, und dennoch errathen Sie schon, wie die Sache endete. Die sieben kleinen Wesen, welche durch ihr Geschrei und Gewinsel das ganze Haus belästigten, sind jetzt still. Todt — alle todt. Sie fielen wie reife Früchte von dem Baume, und eins nach dem andern trug ich sie auf den Kirchhof. Als das letzte starb, legte sich die Mutter, die sich bis dahin immer noch standhaft gehalten, brachte noch einige Monate zu und starb dann auch. Nun zeigte der Hauswirth sein eigentliches Herz, welches menschenfreundlich war. Er hatte schon den Arzt bezahlt, welcher meine Kleinen behandelte, und ließ auch mein armes Weib begraben. Sehen Sie, nun ist Alles ruhig. Ich sitze und arbeite allein und hämmere darauf los, und begegne allen Leuten mürrisch und vergesse meine sieben Kleinen nicht — nein, nicht eine Stunde des Tages. Lange Zeit konnte ich

gar keine Kinder ansehen. Das habe ich überwunden; aber wenn ich Leute sich über kleine Uebel wie toll geberden sehe, denke ich an die meinigen. Sie sehen sehr mitleidig aus, Mademoiselle Fanny, scheinen aber Nichts sagen zu können — sagen Sie auch Nichts — sagen Sie Nichts!" schloß Herr Fécard, indem er an der Sohle eines Stiefels herumhämmerte, „ich kann es nicht leiden, wenn mich Jemand trösten will."

Es lag in der That, während er sprach, in seinem Blicke Etwas, was einen Menschen verrieth, den der Trost, wie wohlgemeint er auch sein mag, eher erbittert als beruhigt.

Fanny stand im Begriff, hinaufzugehen, ohne ein Wort zu sagen, als er noch einmal aus seiner Loge heraussah und mit heiserer Stimme flüsterte:

„Ich werde heute Nachmittag die Treppe kehren; kommen Sie einen Augenblick heraus, wenn Sie mich hören, um mich zu bitten, keinen Lärm zu machen, und dann können Sie mir sagen, wie es mit dem Kleinen geht."

„Ja," sagte Fanny und ging langsam hinauf, indem sie über Fécard's Leiden und Schicksale nachdachte, bis der Anblick von Charles' dunkelrothem Gesichte, als sie in das Zimmer trat, wo er lag, während Madame la Roche neben ihm saß, sie den Kum-

mer des Portiers über ihrer eigenen gegenwärtigen Angst vergessen ließ.

„Mein liebes Kind, Du bist recht lange ausgeblieben," sagte Madame la Roche. „Es thut mir leid, daß Du den Arzt verfehlt hast."

„Ich habe Kandiszucker für Charles geholt," sagte Fanny. „Ich hatte es ihm neulich versprochen."

„Ich bin nicht hungrig," sagte Charles. „Ich werde nie wieder hungrig sein oder wieder essen — niemals."

„Mein lieber Sohn, sprich nicht so," rief seine Großmutter ängstlich, „Du wirst wieder gesund werden und auch wieder essen."

Charles blieb aber bei der Behauptung, daß er nicht wieder essen werde.

Diese Worte schienen Madame la Roche gleichfalls prophetisch zu sein. Sie faltete ihre zitternden Hände, und Thränen strömten ihre Wangen herab.

Auch Fanny war nahe daran, zu weinen. Charles war ein liebes Kind, aber es ließ sich nicht leugnen, daß er für Zuckerwerk, Kuchen und dergleichen Süßigkeiten eine entschiedene Vorliebe hatte. Ihn erklären zu hören, daß er von diesen Delikatessen Nichts mehr wissen wolle, und ihn krank und fieberhaft in seinem kleinen Bette liegen zu sehen, konnte

in der That für ein trauriges Vorspiel von dem gelten, was binnen wenigen Tagen geschehen konnte.

Fanny war, wie wir eben bemerkten, nahe daran, zu weinen, aber sie bezwang sich.

„Ich wollte weinen," sagte sie bei sich selbst, „weßwegen? Und was könnte es nützen? Nichts — wohl aber könnte es viel schaden. Jetzt gilt es, muthig zu sein, wie ich nach Baptist's Meinung sein kann, und ich will es sein."

Und sie war es auch, so viel in ihren Kräften stand.

„Madame," sagte sie zu Madame la Roche, „Sie werden doch nicht beachten, was ein Kind sagt? Nicht wieder essen! Er wird wieder essen, noch ehe die Woche zu Ende ist."

„Ich weiß, ich bin sehr schwach," bemerkte Madame la Roche im Tone der Entschuldigung; „ich weiß, daß ich es bin, Fanny."

„Nein, nein, das sind Sie nicht," rief das junge Mädchen, welches durchaus nicht wünschte, allzu muthig zu sein. „Ich bin rauh und unfreundlich, weil ich mich nicht werfen lassen will. Auch wird das nicht geschehen."

Und um die Festigkeit ihres Entschlusses zu zeigen, ging Fanny sofort zu Charlotten und Marien hinein, erheiterte sie durch einige muntere Worte,

machte Madame la Roche's Zimmer sauber und nett, kehrte dann zu dem kleinen Krankenbette zurück und bestand darauf, an demselben gelassen zu werden.

„Sie bedürfen der Ruhe," sagte sie zu Madame la Roche. „Sie müssen sich ein wenig in Ihrem Lehnstuhle pflegen, und mir ist es Ruhe und Trost, bei meinem kleinen Charles zu sitzen."

Kurz, Fanny wußte so viele unwiderlegliche Argumente anzuführen, daß Madame la Roche endlich nachgab.

Der Tag verging ziemlich eintönig.

Der Kleine lag in dumpfem Schlafe oder vom Fieber gequält in seinem Bettchen. Jede Viertelstunde ward Fanny durch Charlottens und Mariens zänkische Stimmen gerufen, und wenn sie zu ihnen hineinkam, wendeten sich die abgezehrten ängstlichen Gesichter nach ihr und fragten in Einem Athem:

„Nun, wie geht's mit ihm?"

„Immer noch wie zeither," entgegnete Fanny und bemühte sich heiter auszusehen, als ob das „wie zeither" eine gute Nachricht wäre.

Madame la Roche war geduldiger. Sie stellte keine Fragen, sondern verließ dann und wann ihr Zimmer und kam und neigte sich über das Bett des Knaben mit einem traurigen, unruhigen Blicke, der Fanny in's Herz schnitt, vielleicht weil er stumm war,

vielleicht weil die arme alte Frau wieder fortging, ohne ein Wort zu sagen.

Nur ein einziges Mal sprach sie, indem sie, als sie sich von dem Bett hinwegwendete, murmelte:

„Warum müssen die Alten leben und die Jungen sterben?"

Der Abend war angebrochen — Alles war ruhig. Madame la Roche und Fanny saßen am Bett des Knaben und schwiegen. Durch die offene Thür des Nebenzimmers aber hörte man die Stimmen Charlottens und Mariens, die sich in jenen gedämpften Klagen ergingen, welche gleichsam der griechische Chor des kleinen Hauswesens geworden waren und deren Vorwürfe und Mahnungen von Fanny und Madame la Roche fast eben so unbeachtet blieben wie von den Helden der antiken Tragödie.

„Er scheint sehr unruhig zu sein," flüsterte Madame la Roche, indem sie von dem brennenden Gesichte und den geschlossenen Augen des Knaben auf Fanny's bleiches, abgezehrtes Antlitz blickte.

„Abends fühlt er es mehr," antwortete das junge Mädchen langsam.

Sie horchte auf den wohlbekannten die Treppe heraufkommenden Tritt. Ehe noch geklingelt werden konnte, war sie an der Thür und öffnete.

„Wie geht's mit dem Knaben?" waren die ersten

Worte Baptist's, der schon lange zuvor, ehe Fanny am Morgen Madame la Roche geweckt, wieder dagewesen war, um dieselbe Frage zu thun.

„Nicht schlimmer, hoffe ich," war Fanny's Antwort.

Baptist trat ein und ward von Madame la Roche mit der Herzlichkeit bewillkommnet, die einem so erprobten Freunde gebührte.

Als Charles, bei welchem Baptist in großer Gunst stand, den Klang seiner Stimme hörte, öffnete er seine matten Augen und schien sich ein wenig zu ermuntern.

Baptist setzte sich neben das Bett und betrachtete den kleinen Patienten mit inniger Theilnahme.

„Was kann ich für Dich thun, mein kleiner Freund?" fragte er.

„Nichts," war die leise Antwort.

„Was soll ich Dir mitbringen? Kuchen, Zuckerwerk?"

„Nein, nein," stöhnte Charles; „ich werde nie wieder essen."

„Um Gottes willen, Kind, sage das nicht!" rief Madame la Roche, indem sie angstvoll die Hände faltete. „Sage das nicht — es bricht mir das Herz."

Charles sah sie an, ohne die Ursache ihres Schmerzes zu verstehen.

„Kann ich Dir denn gar Nichts mitbringen?“ fragte Baptist wieder.

Das Gesicht des Knaben erheiterte sich.

„Bring' mir eine Trommel mit,“ sagte er mit einem gewissen Grade von Begierde.

„Eine Trommel,“ sagte Baptist überrascht, „nun warum nicht? Morgen sollst Du eine Trommel haben.“

„Nein, nein; morgen nicht — jetzt,“ sagte der Knabe fieberhaft, „gieb sie mir jetzt.“

„Nun gut, Du sollst sie jetzt bekommen, wenn der Spielwaarenladen noch nicht geschlossen ist,“ sagte Baptist standhaft. „In fünf Minuten bin ich wieder da, Fanny.“

Er stand auf, eilte die Treppe hinunter und blieb nicht fünf Minuten, sondern anderthalb Stunden weg.

Endlich ließ sein Tritt sich wieder hören.

„Das ist Baptist,“ sagte Madame la Roche.

„Er bringt mir die Trommel,“ sagte Charles.

„Mein liebes Kind, es ist zu spät; wahrscheinlich hat Baptist keine bekommen können.“

Fanny hatte aber schon die Thür geöffnet und Baptist war eingetreten, indem er die Trommel hoch emporhielt.

Charles streckte begierig die Hände darnach aus.

„Ja wohl, da ist sie," sagte Baptist, indem er sich die Stirn trocknete. „Hier herum waren alle Spielwaarenläden zu und ich mußte daher bis auf die Boulevards darnach gehen, sonst wäre ich schon eher wieder dagewesen."

Von seiner Mühe sprach Baptist nicht.

Fanny hatte dem Knaben die Trommel in die Hände gegeben. Der Kleine betastete sie oben und unten, und rings herum, und sagte dann:

„Ich möchte mich aufsetzen und ein wenig trommeln."

Fanny stützte ihn in ihren Armen. Madame la Roche hielt die Trommel und Baptist gab ihm die Trommelstöcke in die Hände.

Charles betrachtete sie lächelnd und versuchte dann mit seinen schwachen kleinen Händen das Rantan-plan des französischen Knaben zu schlagen. Er brachte nur zitternde ungleiche Schläge hervor, aber dennoch trommelte er weiter.

Es war ein herzzerreißender Anblick, wie das

nichtsahnende Kind, das mit einem Fuße im Grabe stand, noch trommelte und die es umgebenden drei weinenden Gesichter anlächelte, denn Alle weinten — Madame la Roche langsame, bittere Thränen, Fanny, als ob ihr das Herz brechen wollte, und Baptist, wie ein Kind!

Viertes Kapitel.

Eine Woche lang war der Knabe in Gefahr — eine Woche lang arbeitete Fanny bei Tage und wachte des Nachts. Vergebens verlangte Madame la Roche, sie solle schlafen, und erbot sich, selbst bei dem kleinen Patienten zu wachen.

Fanny wollte Nichts davon hören.

Sie sei jung, sagte sie, und könne es schon aushalten. Eben so wenig achtete sie auf Mariens Vorschlag, das Bett des Kindes zu ihr hineinzubringen und neben das ihre zu setzen, denn Marie, die schon nicht mehr schlafen konnte, glaubte, sie sei deßhalb am besten geeignet, zu wachen, und rügte das Verwerfen eines so gut ausgesonnenen Plans.

„Junge Leute sind einmal eingebildet, das ist und bleibt wahr," bemerkte sie zu Charlotten. „Sie wollen einmal Recht haben und schämen sich nicht, ältern Personen Unrecht zu geben."

„Sehr wahr!“ seufzte Charlotte. „Ich kannte einmal ein so eingebildetes altes Weib, wie es nur je eins gegeben. Ich war damals fünfzehn Jahre alt und wollte ihr ihre Nähnadel einfädeln. „Kind,“ sagte sie, „Du bist ja blind — blind wie ein Maulwurf.“

„Die alte Geschichte!“ murmelte Marie, aber sie hatte Fanny versprochen, sich, so lange Charles' Krankheit dauerte, nicht mit Charlotten zu zanken, und hielt seltsamer Weise Wort.

Eine Woche lang, sagten wir, war der Knabe in Gefahr, bis endlich eines Morgens der Doctor ihn freundlich auf das Lockenköpfen klopfte und mit Nachdruck sagte:

„Nun wird sich's wieder mit ihm machen — morgen brauche ich nicht zu kommen.“

Fanny weinte vor Freuden, Madame la Roche weinte ebenfalls, Baptist's Augen wurden feucht und Charlottens und Mariens Freude gab sich ebenfalls durch Thränen kund.

Nur Charles lachte und schlug seine Trommel und verrieth zur unendlichen Freude seiner Großmutter Anzeichen von wiederkehrendem Appetit.

Trotz ihrer Ermüdung fühlte Fanny sich sehr glücklich.

Charles genas. Er hatte seine gefährliche

Krankheit glücklich überstanden und Alle in seiner Umgebung waren der Ansteckung entronnen.

Wiederum verzogen sich die schweren Wolken vom Horizonte, und die verlockenden Visionen, welche dieser unglückliche Zwischenfall mit rauher Hand verscheucht, schwammen wieder vor den Augen des jungen Mädchens.

Glücklich und träumerisch saß sie zwischen Charles und Baptist. Madame la Roche hat sich überreden lassen, zu Bett zu gehen und zu ruhen, Charlotte und Marie schliefen, Charles plauderte mit Baptist und Fanny träumte.

„Ich bin neugierig, ob Baptist sich bald wieder um jenes Haus kümmern wird," dachte sie; „ich meine um das Grundstück natürlich — das Haus muß erst später kommen. Es müßte reizend werden! Ich werde Rosen und Storchschnabel pflanzen, Flieder und Geisblatt zum Andenken an alte Zeiten, und Madame la Roche hatte diese Blumen auch gern — Madame la Roche — wo wird sie dann sein — gestorben, begraben und ich wage, auf einem Grabe von Glück zu träumen und Pläne zu entwerfen!"

Sie ließ einen unruhigen Blick um sich herumschweifen, faßte sich dann wieder und lächelte, als sie Baptist's ehrliches Gesicht sah und dem Gespräche zwischen ihm und Charles zuhörte.

Der Knabe unterhielt seinen Freund mit Bruchstücken aus der Geschichte Aladdin's und seiner Lampe.

Baptist war kein Phantasiemensch. Er hörte dem Knaben zu und wunderte sich, wie man den Kindern solch' ungereimtes, überspanntes Zeug in die Hände geben könne. Diesen Tadel behielt er jedoch für sich und machte blos eine einzige trockene Bemerkung, als er hörte, wie Charles sich über den Garten ausließ, wo die Bäume statt der Früchte Rubinen und Smaragde trugen.

„Ja, ja," sagte Baptist, „wahrscheinlich wuchsen sie sehr dicht — dicht wie Lügen."

„Aber es ist ja ein Mährchen," sagte Charles.

„Schon gut, Kind, ich weiß es. Smaragde und Rubinen wachsen niemals so dicht, ausgenommen in Mährchen — erzähle nur weiter."

Und Charles erzählte sehr bereitwillig weiter, während Fanny zuhörte.

O hätte sie nur einen einzigen dieser wunderbaren Bäume schütteln dürfen — hätte sie nur einen einzigen dieser funkelnden Aepfel oder Pfirsiche gehabt, mochten sie nun bestehen, woraus sie wollten!

„Ich wüßte, was ich damit machte," dachte Fanny. „Ich ginge damit zum Könige. Er würde den Edelstein sofort kaufen und in die Krone Frank-

reichs fassen lassen, und Baptist und ich, wir heiratheten einander und kauften ein kleines Schloß, wo Madame la Roche und Charles, und Charlotte und Marie alle bei uns wohnen müßten, und dann würden wir Alle so glücklich sein wie eben so viele Könige und Königinnen."

Eine klagende Stimme störte diese angenehme Betrachtung.

„Fanny," rief Marie aus dem innern Zimmer, „Fanny, komm' einmal zu mir."

Fanny stand auf und ging sofort hinein.

Marie saß in ihrem Bett, so entsetzlich bleich, daß Fanny einen gedämpften Ausruf des Erschreckens hören ließ.

„Ich bin sehr krank," sagte Marie leise. „Ich sterbe — ich weiß es."

„Was sagt sie?" fragte Charlotte ängstlich. „Wer spricht vom Sterben?"

„Ach, dummes Zeug," sagte Fanny und versuchte zu lächeln, „Marie fühlt sich sehr schwach — weiter ist es Nichts."

Sie rief Baptist, und während sie Marien stützte, bat sie ihn, ein Glas Wasser und Orangeblüthenwasser — ein bei den Franzosen in solchen Fällen sehr gebräuchliches Mittel — zu holen, obschon aber Marie das Glas an ihre Lippen setzte, so brachte

es doch keine Farbe in ihre Wange und kein Licht in ihre Augen zurück.

„Es nützt Nichts — es nützt Nichts," sagte sie, indem sie auf ihren Pfühl zurücksank, „mein Stündlein hat geschlagen — ich sterbe, ich weiß es — und Charlotte sagt, sie werde mir bald folgen."

„Wer spricht davon, daß ich sterben solle?" sagte Charlotte. „Ich hörte meinen Namen nennen!"

„Hole den Arzt," flüsterte Fanny ihrem Bräutigam zu und ging hinein, um Madame la Roche zu wecken, während Charlotte entrüstet zu wissen verlangte, was es heißen solle, daß man Baptist in ihr Zimmer lasse und ihr nicht antworte, wenn sie frage.

Obschon Fanny nur leise rief, so fuhr Madame la Roche doch wie erschrocken aus dem Schlafe empor und rief:

„Der Knabe hat einen Rückfall bekommen!"

„Nein, Madame," entgegnete Fanny so leise als sie konnte; „aber mit Marien scheint es sehr schlimm zu stehen. Baptist ist nach dem Arzte gegangen; ich glaube aber, es wird ihr wohlthun, wenn Sie aufstehen und ein paar Worte mit ihr sprechen wollen."

„Mit Marien steht es schlimm?" sagte Madame la Roche; „ich wünschte ihr gute Nacht und sie sah

gerade so aus wie gewöhnlich. Weißt Du auch gewiß, Kind, daß Du Dich nicht irrst?“

„Ganz gewiß nicht, Madame,“ entgegnete Fanny traurig, denn sie hatte den Tod in Mariens Gesichte gelesen.

„Ich werde sogleich aufstehen,“ sagte Madame la Roche. „Meine arme alte Marie! Sie hat es oft gesagt: Madame, Sie werden uns beide begraben.“

Fanny kehrte zu Marien zurück und fand sie sehr ruhig, aber noch mit demselben Aussehen, welches sie erschreckt hatte. Charlotte hatte die Augen geschlossen und schien nachzudenken.

Charles spielte allein im Nebenzimmer, ohne zu wissen oder zu verstehen, was vorging.

Madame la Roche kam aus ihrem Zimmer und setzte sich zu Marien.

„Was fehlt Dir denn, Marie?“ fragte sie. „Hast Du Schmerzen?“

„Nein, Madame — aber ich sterbe.“

Madame la Roche erschrak über die Ruhe, mit welcher Marie sprach.

„Unmöglich,“ sagte sie. „Du bist krank, das weiß ich — Du bist lange krank gewesen, aber es ist blos eine plötzliche Schwäche, die Du jetzt fühlst.“

„Ich sterbe,“ wiederholte Marie, „und Fanny hätte das Geld für den Arzt ersparen können. Er

ist ein guter, lieber Mann und hat Charles glücklich durchgebracht, aber mir kann er Nichts nützen — meine Zeit ist da und ich muß fort."

Sie sprach im Tone so fester Ueberzeugung, daß Madame la Roche die Worte auf den Lippen erstarben und auch Fanny verstummte.

Baptist's Rückkehr brach dieses Schweigen. Seine Miene verrieth Aerger und getäuschte Erwartung — der Arzt war über Land zu einem vornehmen Patienten gerufen worden und sein Famulus war anderweit beschäftigt.

„Ich sage Euch, ich brauche Niemanden, der mir sterben hilft," sagte Marie ein wenig ärgerlich, „Niemanden als einen Priester, wenn Sie mir einen holen wollen, Baptist."

Madame la Roche war eine gute Frau, aber sie gehörte zu der zahlreichen Klasse von Personen, für welche ein Priesterrock in einem Krankenzimmer ein sicheres Omen des Todes ist.

„Mein Himmel," sagte sie ängstlich, „wird es nicht morgen auch noch Zeit genug sein, Marie?"

„Und wenn nun der Tod heute Nacht kommen sollte?" antwortete Marie, „wie ein Dieb in der Nacht, heißt es, Madame — das wissen Sie eben so gut als ich."

Madame la Roche fühlte sich hülflos und schwach.

Sie sah Fanny an, sie sah Baptist an, sie schlug die Hände zusammen und schien um Beistand zu bitten.

„Marie wird deßwegen nicht eher sterben, wenn ein guter Mann kommt und sie tröstet im Namen Gottes,“ sagte Fanny entschlossen; „geh', Baptist, und hole den Pfarrer.“

Der gehorsame Baptist ging.

„Den kleinen Charles möchte ich doch noch einmal sehen, ehe ich sterbe,“ sagte Marie nach einer Weile, „Fanny, schiebe sein Bettchen zu mir herein.“

Fanny schob es herein und gleich darauf befand Charles, der fest eingeschlafen war, sich neben dem Bett der Kranken. Ihr Blick verrieth getäuschte Erwartung, als er auf das schlummernde Antlitz fiel.

„Ich hätte gern noch einmal seine schönen blauen Augen gesehen,“ sagte sie, „doch es thut Nichts, ich kenne sie auswendig. Gott segne ihn — er wird die Alten begraben und der Jugend ein Trost sein — bringt ihn wieder hinweg — bringt ihn hinweg. Ich habe Etwas zu sagen, was ich nicht sagen könnte, wenn ich in sein kleines ruhiges Antlitz schaute.“

Fanny schaffte den Knaben, der nicht aufgewacht war, wieder fort, dann kehrte sie an den Fuß des Bettes zurück und Marie heftete ihre seltsam glänzenden Augen auf das Gesicht des jungen Mädchens, hob den Zeigefinger empor und sagte eindringlich:

„Merke wohl, Fanny, keine Geldverschwendung mit Begräbniß und dergleichen. Dem armen Todten nützt es Nichts und die Lebenden müssen dafür entbehren. Ich habe Baptist's Beutel lange genug leeren geholfen. Also, Kind — ein kleiner Erdhügel, ein schwarzes Kreuz und grüner Rasen, weiter ist Nichts nöthig für eine alte Dienerin, die ihre Zeit überlebt hat, da sie ihre Herrin nicht mehr bedienen kann, sondern selbst bedient werden muß."

„Ueber alles Dies brauchen wir gar nicht zu sprechen, Marie," sagte Fanny ruhig.

„Wenn ich nun aber darüber sprechen will?" sagte Marie ärgerlich. „Ich werde doch wohl sagen können, was mit mir werden soll."

„Ja, ja Marie — aber Ihr thut uns leid," entgegnete Fanny, und die Thränen, die ihr in den Augen standen, bewiesen, daß diese Worte keine leeren waren.

„Sie war stets ein weichherziges kleines Ding," sagte Marie, zu Madame la Roche gewendet. „Ich habe dieses Kind stundenlang über einen todten Sperling weinen sehen und nun weint sie über mich und denkt nicht: „Was werde ich da für eine Last los! Welch' ein Hinderniß zwischen mir und der Freiheit, der Liebe und vielen andern Dingen ist damit beseitigt!" — Nein, daran denkt sie nicht."

Marie sprach die letzten Worte nicht deutlich genug, daß Fanny den vollen Sinn derselben hätte verstehen können. Madame la Roche aber verstand sie, und indem sie einen Blick von Marien auf Charlotten warf, welche mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen in ihrem Bett lag, und indem sie an sich selbst dachte, die sie eine eben so große und schwere Bürde war als ihre beiden Dienerinnen, dachte sie dabei:

„Ja, ja, Marie, Du hast ganz recht — es wäre sehr gut, wenn sie uns Alle zusammen los wäre — dann wäre sie frei."

Und nun folgte ein trauriger, feierlicher Auftritt. Baptist war wiedergekommen und brachte den Pfarrer mit, einen ernsten, ruhigen Mann, der an Sterbescenen zu sehr gewöhnt war, um nicht trotz ihrer ergreifenden Umstände ruhig und gefaßt zu bleiben.

Marie dankte ihm mit innigen Worten, daß er gekommen sei.

„Das ist meine Pflicht," antwortete er ruhig, indem er sich neben sie setzte. Dann blickte er in dem Zimmer umher, als ob er mit der Sterbenden allein zu sein wünschte.

„Ja, ja, sie werden sogleich Alle gehen," sagte Marie; „auf Charlotten brauchen Sie nicht zu achten,

Herr Pfarrer. Ich werde leise sprechen, so daß sie kein Wort von dem hört, was ich Ihnen sagen werde, und Sie können thun, als ob hier eine Krankenstube in einem Hospital sei, was auch wirklich der Fall ist, und die kleine Fanny ist unsere Wärterin und unser Doctor."

„Es ist gut," sagte der Pfarrer, als sie allein waren, und sein Ohr an ihre Lippen neigend, hörte er ihre Beichte.

Als er Marien die Absolution ertheilt hatte, fing Charlotte an zu sprechen.

„Nun, Herr Pfarrer," sagte sie, „da dies hier eine Krankenstube in einem Hospital ist, so werden Sie vielleicht mich ebenfalls anhören."

Der Geistliche sah sie an. Er bemerkte keine Anzeichen des Todes in ihrem abgezehrten Gesichte, aber der herannahende Tod war nicht nöthig, um ihn zu veranlassen, ihre Bitte zu erfüllen.

Er that es sofort. Als Charlotte ebenfalls mit der Aufzählung ihrer Sünden zu Ende war, öffnete der Geistliche die Thür.

Madame la Roche, Fanny und Baptist traten wieder ein und knieten um das Bett herum, während der Priester der Sterbenden die letzten Sacramente der Kirche reichte, denn Marie lag im Sterben, obschon sie immer noch gefaßt und ruhig war. In ge-

sammelter Rede dankte sie dem Priester, der, nachdem er noch einige freundliche Worte gesprochen, sich wieder verabschiedete.

„Ich weiß, daß ich Sie zu einer so späten Stunde nicht noch hätte bemühen sollen," sagte sie, „aber ich fürchtete, ich könnte nicht warten bis morgen."

„Ich werde morgen früh wiederkommen," sagte der Priester ruhig.

Marie widersprach ihm nicht, lächelte aber, als er ging.

Und in der That, so plötzlich auch der Fall eingetreten war, so schien doch Allen rings umher klar zu sein, daß es mit Marien rasch zu Ende ging. Ihre Gedanken begannen sich zu verwirren und seltsame Worte fanden den Weg auf ihre Lippen.

„Und wer wird denn die Hauben für Madame plätten, wenn ich todt bin?" fragte sie einmal, indem sie Fanny stier ansah. „Nur nicht Charlotte!"

Niemand antwortete.

Ein wenig später sagte sie, ohne, wie es schien, sich bewußt zu sein, daß sie in Charlottens Beisein sprach:

„Ich war Charlotten immer gut — wir zankten uns oft, das weiß ich, aber ich war ihr gut. Sie wird mich vermissen — aber nicht lange — nicht lange. Es ist ein altes Sprüchwort: Wenn zwei

Ochsen mehrere Jahre mit einander einen und denselben Pflug gezogen haben und der eine stirbt, so folgt der andere bald nach.“

Dann wendete sie sich zu Madame la Roche, ergriff sie bei der Hand und sagte eindringlich:

„Gott behüte Sie, Madame — Sie sind mir eine gute Herrin gewesen. Gott behüte Sie! Ich wünschte, Ihre beiden Dienerinnen könnten noch eine kleine Weile bei Ihnen bleiben, aber Sie sehen, Gott nimmt sie weg, da sie Nichts mehr nützen können — es ist recht — es ist recht — sein heiliger Wille geschehe.“

Sie sagte Nichts weiter. Ihre Augen wurden schwer und trübe, eine Seufzer ging über ihre Lippen und Marie war nicht mehr.

Madame la Roche und Fanny weinten still. Baptist blickte auf das Gesicht der Todten und schien von Schreck und Kummer ergriffen zu sein, und keins von Allen sah, daß Charlotte, durch die Erschütterung des Augenblicks wieder zu plötzlicher Kraft und Stärke gelangt, sich in ihrem Bett aufgesetzt hatte und sie Alle mit starrem Gesichte und wie versteinerten Augen anschauete.

Dann sank sie unbeachtet und ungesehen, aber mit dem Tode im Herzen wieder auf ihren Pfühl zurück.

Die französischen Gesetze verlangen schleuniges Begräbniß. Am zweitfolgenden Tage ward Marie auf dem Kirchhofe Montmartre beerdigt.

Ihr Begräbniß war, obschon einfach, doch nicht so, wie sie es verlangt hatte, denn Baptist wollte in diese Ersparniß nicht willigen.

„Die Frau," sagte er, „welche meine kleine Fanny hat erziehen helfen, soll nicht begraben werden wie eine Almosenleiche, so lange Baptist noch einen Franc in der Tasche hat. Sie soll ein Grab für sich allein auf dem Kirchhofe bekommen und einen Leichenstein mit ihrem Namen darauf."

Und Baptist sprach so tapfer als wenn er einen Widerstand zu bekämpfen hätte, den Niemand sich träumen ließ. Da Madame la Roche glaubte, sie habe nicht das Recht, sich zwischen Baptist und das, was er für seine Pflicht hielt, zu stellen, und da Fanny keine Neigung dazu hatte, so sprach Charlotte allein dagegen.

„Baptist braucht mit seinem Gelde nicht so verschwenderisch zu sein," sagte sie, „er wird, ehe noch die Woche um ist, ein zweites Begräbniß anzuordnen haben."

Sie sprach ernsthaft, und die Unruhe, welche die durch ihr Aussehen bestätigten Worte in Madame la Roche und Fanny erweckten, zerstreueten ein wenig

die erste Heftigkeit ihres Kummers über den Verlust einer Person welche, obschon oft störrig und mürrisch, doch deßwegen nicht weniger die treue und unverbrüchliche Freundin vieler Jahre gewesen war.

Man schickte nach dem Arzte, der mittlerweile nach der Stadt zurückgekehrt war. Er fand an Charlotten Nichts außer ihren gewöhnlichen Gebrechen; auch sagte sie nicht, daß ihr etwas Besonderes fehle. Sie beklagte sich über keinen Schmerz, sondern behauptete blos hartnäckig, sie werde bald sterben.

Nichts konnte einen Glauben erschüttern, der geeignet war, seine eigene Erfüllung herbeizuführen.

Am dritten Tage nach Mariens Tode begann Charlotte sich schwächer zu fühlen.

„Die Zeit ist da,“ sagte sie. „Die beiden Ochsen, die so viele Jahre mit einander einen und denselben Pflug gezogen, können nicht lange getrennt bleiben. Sie ist fort und ich gehe auch.“

Vorstellungen und Beweisgründe vermochten die einen so wenig als die andern, Charlottens Ueberzeugung zu erschüttern.

„Laßt mich in Ruhe,“ sagte sie ein wenig ungeduldig, „Ihr wollt immer Alles besser wissen als ich. Aber ich sollte meinen, dies da wäre meine Sache.“

Und mit derselben Ruhe, welche Marie gezeigt,

obschon mit dem Unterschiede, den die Verschiedenheit des Temperaments natürlich herbeiführte, begann Charlotte sich auf ihre letzte Reise, wie sie es nannte, vorzubereiten.

Ihr Erstes war, daß sie nach dem Pfarrer schickte, welcher kam und sich nicht wenig wunderte, daß ihre Ahnungen in so schnelle Erfüllung gegangen waren.

„Marie war eine gute Frau," sagte Charlotte, „aber sie verschob immer Alles bis auf den letzten Augenblick. Ich will es nicht so machen wie sie."

Sie machte es auch nicht so, denn sie lebte nach dem Besuche des Geistlichen noch volle vier Tage. Das Ende, wie sie es nannte, kam an einem schönen Aprilmorgen, als Fanny und Madame la Roche bei ihr waren.

„Marie," sagte sie, „Marie, macht schnell, Madame braucht Euch."

Und indem sie diese Worte sprach, sank sie zurück und starb.

Madame la Roche drückte ihr ruhig die Augen zu, küßte sanft ihre welke Wange und sagte leise:

„Ich überlebe sie Alle, Fanny — Marien, die mich an meinem Hochzeitstage ankleidete, Charlotten,

die mein einziges Kind wartete. Nun bin ich allein — allein.“

Fanny ergriff ihre Hand und küßte dieselbe.

„Baptist und ich werden Ihre Kinder und Ihre treuen Diener sein,“ sagte sie.

Fünftes Kapitel.

Madame la Roche's Schmerz war ruhig wie ihre sanfte Gemüthsart. Sie vermißte die Verstorbenen Beide, wie sie sagte, dann aber setzte sie mit einem Lächeln, welches Fanny tief in's Herz schnitt, hinzu:

„Ich werde ihnen bald nachfolgen."

„O sagen Sie das nicht!" rief das junge Mädchen, „sagen Sie das nicht!"

„Nun gut, liebes Kind, ich werde es nicht mehr sagen," lautete die ruhige Antwort, und Madame la Roche sagte es auch nicht wieder.

„Aber sie denkt es," sagte Fanny zu Baptist, „sie denkt es und dies bekümmert mich."

Sie ließ ihre Arbeit sinken und stützte ihren Kopf auf die Hand.

Sie saß allein bei Baptist. Zwischen ihnen brannte die Lampe, neben ihnen stand das Bett des

schlafenden Knaben, die Thür des Nebenzimmers aber stand offen und keine Klage über Verlassensein, über Liebesleute und deren Rücksichtslosigkeit drang jetzt aus den stummen Betten.

Madame la Roche war in ihrem Zimmer, denn es war schon etwas spät.

„Fanny," sagte Baptist mit einer Plötzlichkeit, die sie stutzig machte.

„Was giebt's?" fragte sie aufblickend.

„Ist es heute nicht beinahe wie an dem Abende, wo Charles das Scharlachfieber bekam? Mir kommt es so vor. Weißt Du noch, wovon wir an jenem Abende sprachen?"

„Ja," antwortete Fanny langsam, „Du wolltest ein Grundstück kaufen und ein Haus bauen."

„Fanny, das Grundstück ist gekauft, das Haus ist gebaut."

„Ich verstehe," sagte Fanny ruhig, „das Geld ist ausgegeben."

„Ganz richtig, mein gutes kleines Mädchen. Das Geld ist ausgegeben. Der Arzt und die beiden Begräbnisse und die beiden Gräber — Gott sei den armen Seelen gnädig — haben Alles weggenommen. Aber, Fanny, warum sagte ich Dir dies? Erstens, weil Du, da Du ja beinahe mein Weib bist, ein Recht hast, es zu wissen, und zweitens weil ich,

obschon ich von dem Hause und jenem Grundstücke träumte, bis mir der Kopf fast ganz verdreht war, doch nicht wünsche, daß Du auch nur einen Augenblick lang glaubest, Fanny, ich bedauerte es, das Geld ausgegeben zu haben. Nein, die beiden armen Seelen, die nun nicht mehr bei uns sind, thun mir leid, aber obschon ich das Geld liebe — und wer liebte es nicht — so möchte ich doch nicht einen Sou von diesem zurückrufen — nicht einen einzigen Sou, Fanny."

Fanny gab Baptist ihre Hand.

Er drückte sie behutsam und gab sie dann ehrerbietig ihrer Eignerin zurück.

„Und nun," fuhr er fort, „dies ist noch nicht Alles. Wir müssen auch an Madame la Roche denken. Der Knabe," setzte er hinzu, indem er Charles in seinem Bettchen mit zärtlichem Blicke betrachtete, „wächs't heran und gedeiht. Madame la Roche aber ist schwach und wird, wie mir scheint, mit jedem Tage schwächer."

„Das ist allerdings wahr," sagte Fanny.

„Nun, dann müssen wir uns auch darum kümmern. Das schöne Wetter scheint auszuhalten — was meinst Du dazu, wenn wir sie auf das Land brächten?"

Fanny sah Baptist an.

„Das würde Dir abermals Kosten machen,“ sagte sie.

„Diese Kosten werden nicht bedeutend sein,“ entgegnete er. „Und überdies wird es auch Dir wohl thun, Fanny. Du wirst blaß.“

„Und wie soll ich auf dem Lande arbeiten?“ fragte sie.

„Das werde ich schon besorgen.“

„Und wie soll ich Dich sehen?“ rief Fanny, indem sie in Thränen ausbrach.

„Ich werde Dich oft besuchen,“ sagte Baptist sehr ergriffen. „Aber Du darfst nicht weinen, Fanny — Du darfst nicht weinen. Wir haben unsere Schulter einmal an den Pflug gesetzt und dürfen nun auch nicht zurücktreten. Wir haben eine schwere Pflicht auf uns genommen. Wir haben ihr schon sechs Jahre unseres Daseins, sechs unserer besten Jahre gewidmet, wir müssen auch Das tragen, was noch zu tragen übrig ist. Ich will Dir nicht bergen, Fanny, daß es mir anfangs sauer ankam. Ich konnte nicht begreifen, warum ich durchaus so viel opfern müßte; aber jetzt begreife ich's, und weil ich es begreife, so bin ich, Gott sei Dank, entschlossen, meine Pflicht zu thun.“

„Weil Du besser bist als ich,“ sagte Fanny demüthig.

„Darüber wollen wir weiter nicht sprechen," entgegnete Baptist. „Aber warum sollten wir es uns bergen, Fanny? So lange Madame la Roche lebt, können wir einander nicht heirathen. Wir können einer in Luxus auferzogenen zarten Dame nicht zumuthen, in einem kleinen Stübchen hinter unserm Arbeitsladen zu wohnen. Armuth kann und muß sie ertragen, aber nicht eine Veränderung aller ihrer Gewohnheiten und Gefühle. Und heirathen und diese getrennte Hauswirthschaft führen, können wir auch nicht. Wir sind dazu zu arm oder vielmehr nicht reich genug. Und was sollte überdies mit den Kindern werden?" setzte Baptist hinzu, dessen Gedanken sich fortwährend in patriarchalischen Regionen bewegten. „Nein, nein, Fanny," hob er tapfer wieder an, „wir bleiben frei, um unsere Pflicht zu thun, wie Du immer sagtest, und obschon die Ehe etwas Herrliches sein kann, ja ganz gewiß ist, so ist sie doch keine Freiheit."

Es lag hierin zu viel gesunder Menschenverstand, als daß Fanny nicht Baptist's Ausspruche hätte beistimmen sollen.

„Es möge so sein, wie Du willst," sagte sie unterwürfig.

Es waren mehrere Tage vergangen. Der

Morgen war schön und Madame la Roche schien wie gewöhnlich erschöpft und matt zu sein.

Charles war in der Schule.

„Baptist sagt, wir müßten eine Fahrt auf's Land machen," sagte Fanny plötzlich.

„Mein Himmel," rief Madame la Roche seufzend, „das wird, fürchte ich, sehr kostspielig sein."

„O ein Mal!" sagte Fanny lächelnd.

„Nun, Du und er, Ihr wißt es am Besten."

„Der Wagen wartet unten," sagte Fanny.

„Mein Himmel, dann war Alles schon abgemacht," sagte Madame la Roche stutzend.

„Ja, Madame, es war Alles abgemacht," antwortete Fanny in heiterem Tone.

Madame la Roche lächelte gutmüthig.

„Ich bin ein altes Kind," sagte sie, „und es ist nicht mehr als recht und zweckmäßig, daß ich behandelt werde wie ein Kind."

Fanny half ihr sich fertig machen und führte sie dann die Treppe hinunter an den Wagen, einen schlichten, aber mit zwei tüchtigen Pferden bespannt, wie sie zu einer Fahrt über Land taugten.

Madame lächelte unwillkürlich, als sie in den Wagen stieg, und als er von der Thür hinwegfuhr, strahlte ihr Gesicht vor Vergnügen. Es war so lange her, seitdem sie diese angenehme Bewegung genossen,

so lange, seitdem sie rasch durch die von Menschen wimmelnden Straßen fahrend sich in jener träumerischen Unthätigkeit zurückgelehnt hatte, welche lange Gewohnheit ihr theuer gemacht.

Als sie aber die Barrièren passirt hatten, als nach vereinzelten Häusern Felder und Aecker kamen, auf welchen der junge grüne Weizen im Sommerwinde wogte, als Bauernhäuser mit Gehöften, wo Hühner gackerten und Schweine grunzten, vor ihr erschienen, als Windmühlen mit ausgebreiteten Armen in der Ferne auftauchten und die staubige Straße durch eine nicht gerade romantische, aber doch angenehme Landschaft führte, da ward das Gesicht der alten Dame unter Fanny's wachsamem Blicke immer heiterer, und mit einem frohen Seufzer sagte sie:

„Ach! das ist herrlich. Ich wünschte fast, Charles wäre bei uns. Aber ich glaube, ich sollte das nicht wünschen — der Knabe muß lernen.“

„Dennoch aber wäre es angenehm, ihn mitzuhaben,“ sagte Fanny. „Was für ein netter Ort dies ist, Madame!“

„Sehr nett,“ entgegnete Madame la Roche. „Sage dem Kutscher, er solle Halt machen, liebes Kind.“

Ein anmuthiges kleines Dorf mit saubern weißen Häusern und grünen Obstgärten stieg vor ihnen auf.

Eine bescheidene Kirche mit ihrem Glockenthurme und großem goldenem Kreuze schaute mütterlich auf die Gruppen der Häuser herab.

Ein Ausdruck von Ruhe, Behagen und fast von Wohlhabenheit schwebte über dem ganzen Orte.

„Baptist sagte, es wäre hier ein Haus, wo wir ein Weilchen ausruhen und Milch bekommen könnten," sagte Fanny zögernd, und ohne auf Madame la Roche's Antwort auf diese zweifelhaften Worte zu warten, gab sie dem Kutscher einen Wink, und sie fuhren die Hauptgasse des Dorfes hinauf.

Der Wagen hielt vor einem schlichten weißen Hause mit grüner Thür und grünen Fensterläden und Obstbäumen, die über die Gartenmauer auf der Hinterseite nickten.

„Aber das sieht nicht wie ein Wirthshaus," bemerkte Madame la Roche unruhig.

Die Worte waren kaum über ihre Lippen, als die Hausthür sich öffnete. Baptist erschien auf der Schwelle und Charles sprang heraus und mit freudigem Zurufen ihnen entgegen.

„Das ist sehr freundlich," sagte Madame la Roche, „aber ich fürchte, Baptist hat sich da in schwere Kosten gesteckt."

„Durchaus nicht, Madame," sagte Baptist, indem er ihr aussteigen half, „in der jetzigen Zeit giebt es

in Paris allemal für mich nicht viel zu thun und ich sehe daher mir dann und wann einmal die Felder an.“

Sie traten in das Haus, durch dessen Hinterthür sie einen Schimmer von einem sonnigen Hofe und grünen Garten erblickten.

Baptist führte sie in ein hübsches Zimmer im Parterre — ein kleines Wohnzimmer vorn heraus, und ein Schlafzimmer mit zwei Betten hinten heraus, beide sehr einfach, aber nichtsdestoweniger mit einem gewissen Geschmacke möblirt, welcher Madame la Roche nicht entgehen konnte.

„Haben Sie diese Zimmer einzurichten gehabt, Baptist?“ fragte sie, indem sie sich auf ein kleines mit Kattun überzogenes Sopha setzte.

„Das Haus ist ja Dein, Großmama,“ rief Charles, der nicht länger schweigen konnte. „Du sollst mit Fanny hier wohnen.“

Madame la Roche sah Baptist an, der sehr verlegen zu werden schien.

„Der Doctor verordnete Ihnen Landluft, Madame,“ sagte er zögernd, „und ich bekam diese Zimmer für eine wahre Bagatelle. Das Einrichten und Ausmöbliren kostet mich natürlich Nichts und deßhalb dachte ich, wenn Madame und Fanny hier wären, so würde es Beiden sehr zuträglich sein, und Charles

könnte allemal, wenn er keine Schule hat, herauskommen."

„Und was für ein Garten ist dabei!" rief Charles.

„Die Luft soll hier sehr gut sein," warf schüchtern Fanny ein, welche zu fürchten begann, daß Madame la Roche ungehalten sei. Aber dies war nicht die Ursache ihres Schweigens. Sie blickte mit traurigem, vielsagendem Blicke von dem Einen zu dem Andern, seufzte und senkte das Haupt, während zwei Thränen langsam ihre bleichen Wangen herabträufelten.

„Arme Kinder," sagte sie, „arme Kinder, ist dies das Ende aller Eurer kleinen Liebespläne — Euch für eine arme alte Frau abzusorgen, wie ich bin?"

„Madame, es macht mich glücklich, und Baptist macht es auch glücklich," sagte Fanny einfach.

„Ja, das thut es," sagte Baptist.

Madame la Roche schüttelte aber den Kopf.

„Nein, nein," sagte sie, aus der Fülle ihres Herzens sprechend, „nein, nein, es ist nicht die Bestimmung der Jugend, immer an eine arme alte Frau zu denken. Es ist nicht recht, daß Alles um meinetwillen aufgegeben werde. Wenn ich nicht wäre, so hätten Sie Fanny schon geheirathet, Baptist, und

nun soll ich Sie wohl auch noch des einzigen Vergnügens berauben, welches Ihnen blieb — des Vergnügens, sie anzusehen — denn ich weiß, daß Sie sie gern ansehen. Ich habe Sie oft beobachtet — ich habe Sie gesehen — Sie sehen sie gern an."

Baptist stellte dies durchaus nicht in Abrede.

„Ja, Madame," sagte er, „ich sehe Fanny gern an, aber ich kann sie ansehen, wenn ich auch nicht bei ihr bin, denn ich kenne ihr Gesicht auswendig. Ueberdies werde ich, wenn Sie erlauben, Madame, jeden Sonntag herauskommen und auf diese Weise den wirklichen Anblick von Mademoiselles Gesichte nicht ganz entbehren."

„Nein, nein," sagte Madame la Roche, indem sie immer unruhiger ward, „nein, nein, das darf nicht sein. Ich darf es nicht erlauben. Ihr müßt für Euch wohnen und ich muß zusehen und mich ohne Euch behelfen, so gut ich kann. Ich kann mich noch viele Jahre hinschleppen, und habt Ihr Euch vielleicht vorgenommen, Baptist, Fanny nicht eher zu heirathen als bis ich sterbe?"

Baptist kratzte sich im Kopfe und sah Fanny an, wie er oft zu thun pflegte, wenn ihm, wie man sagt, sein Latein ausging. Fanny lachte leise und sagte:

„Mein Himmel, Madame, Baptist hat durchaus keine Eile. Er hat so Vielerlei zu besorgen und zu

thun, daß er nicht fühlt, wie die Zeit vergeht, und da ich nicht eher zu heirathen gedenke, als bis ich wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt bin, so hat er eine gute Dosis Geduld eingenommen, mit der er wenigstens noch drei Jahre ausreicht."

„Ich glaube ihr nicht," sagte Madame la Roche, „deßhalb bin ich auch überzeugt, daß Sie nicht auf sie zu achten brauchen. Wir kennen sie beide von Alters her."

„Aber, Großmama, warum willst Du denn nicht hier bleiben?" fragte Charles mit unruhiger Miene; „es ist ja ganz schön hier!"

„Madame hat den Garten noch nicht gesehen," sagte Baptist, als er bemerkte, daß Madame la Roche's Entschluß wankend zu werden begann.

Sie gab keine Antwort, sondern stand auf und folgte, sich auf Fanny's Arm stützend, Charles, der ihnen eifrig voransprang.

Sie gingen über einen viereckigen Hof, der Knabe stieß ein Stacketpförtchen auf und sie traten in eine Einhegung, halb Blumen=, halb Obstgarten, der durch niedrige mit Weinstöcken und Pfirsichbäumen bedeckte Mauern von andern Gärten getrennt ward.

Ein breiter Gang in der Mitte, mit einer treille — die treille ist eine Galerie von Spalierwerk, an welcher hinauf und über welche hinweg der Weinstock

sich rankt — führte kühl und grün nach einem kleinen Teiche, aus dessen Mitte eine dünne, krystallhelle Fontaine hervorsprang.

Schöne Blumen von allen Farben wuchsen ringsumher; grüne Sträucher, die viel Aehnlichkeit mit Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern hatten, trennten diesen Garten von einem dahinter befindlichen kleinen Küchen- oder Gemüsegarten.

„Es ist kein großer Platz, wie Sie sehen, Madame," sagte Baptist, indem er auf Madame la Roche zukam. „Kohl und Erdbeeren schämen sich nicht, hier zu wachsen. Dies da sind Aepfel- und Kirschbäume. Es ist ein einfacher kleiner Platz und die Besitzerin ist eine anständige Witwe, welche diese beiden Zimmer übrig hat, und Alles für Sie thun oder Fanny thun lassen wird."

Sein Blick suchte bittend Madame la Roche's Augen. Sie seufzte und antwortete:

„In meinem ganzen Leben habe ich niemals Nein sagen können, und dennoch, wenn ich jemals Nein sagen sollte, so ist es jetzt. Aber was nützt es? Wenn Sie mich nicht überredeten, so würde Fanny es thun. Es möge daher geschehen, wie Sie wünschen, Baptist."

Baptist, der durch seinen Erfolg im höchsten Grade glücklich gemacht zu werden schien, zeigte nun

Madame la Roche den übrigen Theil des Gartens. Es gab nicht viel mehr zu sehen und endlich kamen sie an eine hölzerne Bank in einer Laube, auf welche sie sich eine Weile niedersetzten.

Baptist sah sich nach Fanny und Charles um, welche weit zurückgeblieben waren, und sagte eindringlich:

„Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Madame."

„Reden Sie, Baptist."

„Ich fürchte, Madame, Sie überschätzen das Wenige, was ich thue, aber ich möchte Ihnen begreiflich machen, daß ich nach meiner Ansicht nicht halb genug gethan habe oder thue."

„Ich habe keinen Anspruch an Sie oder irgend Jemanden," sagte Madame la Roche traurig.

„Sie haben Fanny erzogen und Fanny ist mein Weib," entgegnete Baptist mit ungewöhnlicher Energie, „und wenn ich zehn Mal so viel thäte, als ich thue, so würde ich doch immer noch nicht halb genug thun."

„Na, wenigstens liegt ein Trost darin," sagte Madame la Roche in so leisem Tone, daß Baptist nicht gewiß wußte, ob er auch richtig gehört habe, „wenigstens liegt ein Trost darin, daß es nicht sehr lange dauern wird."

Und indem sie mit bedeutungsvollem Lächeln zu ihm aufblickte, setzte sie in heiterem Tone hinzu:

„Wohlan, Baptist, wie Sie wollen — wie es Ihnen recht ist.“

Hier kam Charles athemlos und vor Freude strahlend auf sie zugesprungen.

„Fanny sagt, der Imbiß sei fertig,“ rief er; „kommt, bitte, kommt!“

Madame la Roche erhob sich, und sich auf Baptist's Arm stützend, verließ sie langsam die Laube, während Charles vorangaloppirte — in der vergeblichen Hoffnung, dadurch ihren gemächlichen Schritt zu beschleunigen.

Sie trafen Fanny in dem kleinen Wohnzimmer, an einem runden Tische stehend, auf welchem ein schneeweißes Tuch einem schlichten, aber dennoch delicaten Mahle zur Folie diente, welches aus kaltem Huhn, Salat, Obst und sehr angenehm schmeckendem Landwein — allerdings keinem Médoc oder Clos Bougeot, der aber dafür unverfälscht nach der Traube schmeckte — bestand.

Madame la Roche, welche ihre ganze heitere Gemüthsstimmung wieder erlangt zu haben schien, setzte sich.

Sie ließ Fanny zu ihrer Rechten und Baptist zu ihrer Linken Platz nehmen, Charles setzte sich

zwischen sie unter der besondern Ueberwachung Fanny's und seiner Großmutter gegenüber, welche dann und wann mit einem sanften, nachdenklichen Blicke auf ihn und von ihm auf Baptist blickte.

Als die Mahlzeit vorüber war, gingen sie Alle wieder in den Garten.

Madame la Roche nahm Baptist's Arm. Er führte sie in die Laube, und während er und Fanny stehen blieben, setzte sie sich und sagte:

„Es kann sein, daß ich Fanny aufgezogen habe wie mein eigenes Kind, für Sie aber, Baptist, habe ich nie Etwas gethan; dennoch sind Sie mir wie ein Sohn gewesen. Deßhalb werde ich Sie auch hinfort als meinen Sohn betrachten, und wenn ich todt bin, würde es mir lieb sein, wenn Charles Ihren Namen annähme und Ihr ältester Sohn und der älteste Bruder Ihrer Kinder wäre. Das ist Alles, was ich thun kann, um Ihnen zu zeigen, Baptist, daß ich Ihnen dankbar bin. Es ist nicht viel, es ist Nichts; aber Gott segnet, wie man sagt, die Liebe der Hochbetagten, denn er hat einen besondern Werth auf ihre Zuneigung gesetzt, und ich hoffe und vertraue, daß die meinige für Sie und die Ihrigen nicht nutzlos bleiben wird."

Baptist ward durch diese Anrede sehr angenehm berührt, aber auch zugleich in Verlegenheit gesetzt.

„Wenn Sie mich würdig erachten, Ihr Sohn zu sein, Madame," sagte er, „so will ich diese Ehre nicht zurückweisen. Ich bin allerdings weiter Nichts als ein Handwerker, ein Arbeiter, aber ein ehrlicher Mann könnte deßwegen der Sohn einer Königin sein. Gleichzeitig aber, Madame, schlagen Sie Das, was ich gethan habe, sehr hoch an. Es ist in der That sehr wenig. Was Monsieur Charles betrifft," setzte er hinzu, indem er die Hand auf den Kopf des Knaben legte, der mit ernster, gesetzter Miene zu ihm aufblickte, „so habe ich ihn, seitdem er das Scharlachfieber hatte, geliebt wie mein eigenes Kind, und wenn er den Namen Watt annimmt, so nimmt er einen ehrlichen Namen an, wenn auch keinen vornehmen und großen. Wenn Sie aber erlauben, Madame, so wollen wir ihn, wenn er älter sein wird, hierüber selbst entscheiden lassen. Ich bin nicht stolz, aber ich möchte nicht, daß er es bereuete."

Madame la Roche lächelte. Fanny legte ihren Arm in den Baptist's und sagte in zärtlich neckendem Tone:

„Haben Sie Baptist wohl schon je eine so lange Rede halten hören, Madame? Ich für meinen Theil habe es nie gehört und zweifle, daß ich es je wieder hören werde," setzte sie ernsthaft hinzu; „seine Beredsamkeit ist erschöpft."

„Achten Sie nicht auf sie, Baptist,“ sagte Madame la Roche. „Sie schwatzt so, weil sie Ihnen gut ist.“

„Auf sie achten!“ wiederholte Baptist vor unterdrücktem Gelächter zitternd; „auf Fanny achten! O, Madame, das habe ich längst aufgegeben. Ich würde schon vor Jahren den Verstand verloren haben, wenn ich auf sie achtete oder mich an sie kehrte.“

„Sehr schön, mein Herr,“ sagte Fanny, indem sie mit sehr verletzter Miene zu ihm aufblickte. „Sie sollen sich nicht die Mühe zu nehmen brauchen, heute noch weiter auf mich zu achten.“

Sie machte ihren Arm aus dem seinigen los und eilte davon, indem sie Charles rief, der ihr sofort nachfolgte.

„Sie wird schon wiederkommen,“ sagte Madame la Roche.

„Nein,“ sagte Baptist ruhig, „ich glaube nicht, daß sie wiederkommen wird, aber ich kann Nichts dafür. Fanny würde mich wahnsinnig machen, wenn ich ihr nicht dann und wann einen kleinen Dämpfer aufsetzte. Sie schmollt dann eine Weile, wird aber von selbst wieder gut und ist liebenswürdiger als je.“

An diesen Worten bemerkte Madame la Roche, daß, so langsam und schwerfällig Baptist auch war, er doch einige praktische Kenntniß über die beste Art

und Weise erlangt hatte, wie er seine warmfühlende, aber launenhafte Geliebte behandeln mußte.

Im höchsten Grade stoisch war die Festigkeit, welche er im vorliegenden Falle entfaltete. Fanny kam während des übrigen Tages nicht zum Vorschein und Baptist suchte sie auch nicht. Sie war selbst nicht da, als es für ihn Zeit war zu gehen, und Baptist sagte blos:

„Es thut mir leid, daß Fanny nicht da ist, damit ich ihr gute Nacht wünschen könnte."

Dies sagte er aber in heiterem Tone und ging fort, ohne eine Spur von Gemüthsbewegung zu verrathen.

Und dennoch war Baptist nachdenklich, vielleicht war er sogar traurig, als er das Ende des Dorfes erreichte und sich auf einen Stein setzte, um auf den Omnibus zu warten, mit dem er nach Paris zurückfahren wollte.

Der Abend war schön und klar. Rosenfarbene Wolken schmückten den bleichen, hohen Himmel, groß und schön traten die Sterne hervor, die Landschaft rings umher war still und schien in Ruhe zu versinken, ein balsamischer Hauch wehte von Feldern und Obstgärten herüber, aber Baptist sah und hörte Nichts.

„Dieses Mädchen macht es ein wenig zu toll,"

dachte er, „sie weiß, daß ich fortgehe; sie weiß, daß es mich im innersten Herzen schmerzt, wenn ich gehen muß, ohne einen Abschiedsblick von ihr zu erhalten, und dennoch verbirgt sie sich, um mich zu ärgern. Gott vergebe ihr, der muthwilligen kleinen Schelmin!"

Er seufzte und erschrak, als ihm plötzlich eine Rose gerade in's Gesicht geworfen ward.

Er blickte auf und siehe da, auf einer Bank vor ihm standen Fanny und Charles und sahen ihn an und lachten.

Sein Gesicht klärte sich auf und seine blauen Augen funkelten vor Freude.

„Ach Fanny," sagte er, indem er aufstand und auf sie zuging, „so bist Du ein kleines gutes Mädchen."

„Wie? Was?" fragte Fanny. „Glaubst Du vielleicht, ich sei hierher gekommen, um einen Menschen zu sehen, der fortgegangen ist, ohne mir gute Nacht zu wünschen? Ich bitte Dich, so Etwas durchaus nicht zu glauben. Ich bin hierher gekommen, weil Madame la Roche wünschte, daß ich mit Charles einen Spaziergang durch die Felder machte."

Baptist aber wußte es besser. Er sprang ebenfalls auf die Bank hinauf, ergriff Fanny bei der Hand und sah sie mit zärtlichem Blicke an.

Fanny lächelte und schickte Charles fort, damit

er einige von den wilden Blumen pflücke, die überall um sie herum in Menge wuchsen.

„Also auf diese Weise gedachtest Du fortzugehen?" sagte sie, als sie verhältnißmäßig allein waren. „Ein sehr schickliches Benehmen — das muß ich sagen! Du wirst einmal einen niedlichen Ehemann abgeben."

Damit aber berührte Fanny, ohne es zu wissen, eine gefährliche Saite.

Baptist ergriff sie bei beiden Händen.

„Fanny — Fanny!" rief er, „wie lange soll dies dauern? Das Leben ist kurz und die Jugend ist noch kürzer. Zuweilen glaube ich, ich müsse von Sinnen sein, daß ich so einen Tag nach dem andern auf Dich verzichte. An welche andere Freude, an welches andere Vergnügen außer Dir habe ich wohl jemals gedacht? An keins, Fanny! Wir können einmal nicht, und wenn wir die weisesten und mäßigsten Menschen wären, wir können einmal nicht ohne Etwas leben. Es giebt Zeiten, Fanny, wo ich es zu sehr fühle, wo ich mich so sehr nach Dir sehne, daß ich den Verstand zu verlieren fürchte. Woran dachte ich, als Du mich mit dieser Rose warfst? Ich dachte: „Wenn meine kleine Fanny mein Weib wäre, so würde sie nicht wagen, mir auf diese Weise zu begegnen. Sie könnte es auch nicht — was noch

besser ist. Welches Weib würde es wohl über das Herz bringen können, ihren Gatten ohne ein Wort, ohne einen Kuß fortgehen zu lassen? Und so lange dieser kleine Quälgeist nicht mein Weib ist, wird sie mir auf diese Weise begegnen" — das Alles dachte ich, Fanny — und nun sage ich Dir, wir müssen unsere Heirath in der nächsten Zeit zum Abschlusse bringen."

Seine Hände zitterten, indem sie die ihrigen umschlossen hielten.

Er sprach mit einer verhaltenen Heftigkeit, welche Fanny mit Furcht erfüllte, denn ruhige Leidenschaft gewährt stets einen furchtbaren Anblick.

Sie fühlte sich besiegt und schwach, ein kraftloses Weib in der Gewalt des Mannes, ohne Macht, ohne Kraft zum Widerstande.

Sie blickte zum ruhigen Himmel auf und fragte sich, warum der Kampf um das Recht so schwer zu gewinnen und warum Das, was leicht, nicht allemal recht sei.

„Baptist," sagte sie in leisem, traurigem Tone, „ich will thun, was Dir gefällt, was Du willst."

Der ruhige, unterwürfige Ton, die zustimmenden Worte, verscheuchten sofort Baptist's Ausbruch von Leidenschaft. Er ließ Fanny's Hände los, seine

Stirn neigte sich, und als Charles mit den Händen voll Blumen und freudestrahlendem Gesichte wieder zu ihnen zurückgesprungen kam, war Baptist beinahe ruhig.

„Arme kleine Fanny," sagte er, „ich quäle und peinige Dich um Nichts und Du hast zwei Mal so viel Verstand als ich habe, aber Du sieh'st, ein Wort zur unrechten Zeit kann den klügsten Menschen aus dem Häuschen bringen — abgesehen davon, daß ich noch lange nicht zu den klügsten gehöre. Das sind wirklich schöne Blumen — ah, da kommt auch der Omnibus — also gute Nacht — leb' wohl!"

Und ohne den Muth zu haben, noch ein Wort oder einen Blick hinzuzufügen, sprang Baptist von der Bank hinunter und stieg sofort in den Wagen, welcher ohne anzuhalten vorbeirasselte und dann die steinige Straße hinabrollte.

Fanny stand da und sah aus wie eine Träumende.

Der Mond ging eben auf und sie nahm den Knaben bei der Hand und ging durch die stillen Felder langsam zurück nach dem kleinen Hause, wo Madame la Roche saß und wartete.

„Nun, liebes Kind, habt Ihr Euch wieder ausgesöhnt?" fragte sie in heiterem Tone.

„Ja, Madame, wir haben uns wieder ausge-

söhnt," entgegnete Fanny, indem sie ebenfalls heiter auszusehen versuchte.

Madame la Roche bemerkte aber die Anstrengung, den wehmüthigen Blick, die blasse Wange, das zerstreute Lächeln. Sie ergriff die Hände des jungen Mädchens und drückte sie freundlich.

„Bald wirst Du nun Baptist's Weib sein," sagte sie. „Ich weiß es gewiß."

„Wir haben keine Eile," entgegnete Fanny lächelnd.

„Nein, liebes Kind, aber dennoch wirst Du bald sein Weib sein."

Fanny ward unruhig.

„O, ich bitte Sie, Madame la Roche," rief sie, „geben Sie nicht Ahnungen Raum!"

„Ich kann nicht dafür," sagte Madame la Roche. „Ahnungen hat es in unserer Familie immer gegeben, und ich glaube, Marie und Charlotte bekamen die ihrigen dadurch, daß sie so lange bei mir und in dem alten Hause lebten. Ich versichere Dir, Kind, solche Dinge sind ansteckend. Doch ich sehe, daß Dich dies unruhig macht. Deßhalb wollen wir weiter Nichts darüber sprechen."

Fanny legte sich mit unruhigem Herzen schlafen. War Madame la Roche auch dem Tode nahe? Sollte

ihre Freiheit aus dem Grabe dieses sanften, freundlichen Wesens erspriessen?

Dieser Gedanke war peinigend für sie. Sie betete innig und inbrünstig um Alles — um Alles nur nicht um diese traurige Freiheit.

Sechstes Kapitel.

Madame la Roche's Ahnung brauchte Zeit, ehe sie in Erfüllung ging. Der Sommer verstrich und immer noch lebte die gute alte Dame, und sie lebte nicht blos, sondern ihre Gesundheit ward auch in Folge der Landluft immer besser. Zuweilen sagte sie: „Es ist mir wirklich, als ob ich stark würde. Es ist sehr seltsam, denn ich weiß, daß meine Uhr bald abgelaufen sein muß, und dennoch fühle ich mich stärker als da ich hierherkam."

„Und war dies nicht Baptist's Wunsch?" pflegte Fanny in heiterem Tone zu antworten. „Sind wir nicht deßwegen hier?"

„Du siehst auch viel besser aus," entgegnete Madame la Roche nachdenklich. „Deine Wangen sind röther — Du bist stärker geworden. Hat Baptist es auch bemerkt?"

Fanny wußte es nicht, meinte aber, Charles habe hinsichtlich seines Aussehens ebenfalls gewonnen, womit Madame la Roche einverstanden war.

Der Knabe war jetzt ganz bei ihnen. Das Dorf hatte eine ganz leidlich gute Schule, in welcher er, wie der Lehrer erklärte, sehr gute Fortschritte machte. Seine Sonn- und Feiertage brachte er bei seiner Großmutter, Fanny und Baptist zu, welch' Letzterer, gleichviel wie das Wetter auch sein mochte, niemals verfehlte zu kommen.

Ohne diese allwöchentlichen Besuche hätten vielleicht weder er noch Fanny diese lange Trennung zu ertragen vermocht. So aber ertrugen sie dieselbe ganz gut, bis mit dem Herbste und den ersten kühlen Winden die Wiedervereinigung kam.

An einem kalten, obschon hellen Octobermorgen kehrten Madame la Roche, Fanny und der Knabe nach Paris zurück.

Madame la Roche's Gesicht ward traurig, als sie in die von Menschen wimmelnden Straßen hineinkam. Die arme Fanny dagegen, welcher der Winter die tägliche Gesellschaft Baptist's brachte, freuete sich und konnte nicht hindern, daß die Freude in ihrem Gesichte strahlte.

Charles freute sich wie alle Kinder über die Veränderung.

Als sie in das Haus traten, seufzte Madame la Roche. Es war finsterer und unheimlicher als sie geglaubt hatte.

„Wie schwarz der Hof aussieht," flüsterte sie, indem sie, auf Fanny's Arm gestützt, mit Mühe die vier Treppen hinaufstieg, welche in ihre Wohnung führten, „und wie unfreundlich murrte Fécard, als er Dir diesen Brief gab! Ich fürchte wirklich, er ist ein Mann von böser Gemüthsart, und sehr reinlich sieht er auch nicht aus."

„Er ist besser als er aussieht," sagte Fanny, „und wissen Sie, Madame, ich liebe dieses alte Haus — es kommt mir vor wie ein alter Freund."

„Wirklich!" antwortete Madame la Roche traurig.

Sie hatten die Thür erreicht.

Sie öffnete sich, ehe sie Zeit hatten, zu klingeln, und Baptist stand lächelnd auf der Schwelle — bereit, sie zu bewillkommnen.

„Aha! deßhalb gefällt es Fanny in diesem Hause," sagte Madame la Roche lächelnd. „Allerdings, wenn ein solcher Freund darin weilt, dann gefällt es mir auch."

Dennoch aber sah sie, mochte sie thun, was sie wollte, wehmüthig aus, ihre Augen wurden düster,

als sie in die schweigsamen Zimmer trat, die nur zu beredt von ihren alten Dienerinnen sprachen.

„Die arme Charlotte, die arme Marie!“ rief Madame la Roche. „Es kommt mir gewissermaßen widernatürlich vor, daß ich sie so lange überlebe. Aber ich werde nun bald auch von der Erde scheiden. Ich fühle es, Kind, ich fühle es.“

Fanny legte jetzt auf Madame la Roche's Ahnungen nicht mehr ganz so viel Gewicht wie anfangs, und ohne auf Bemerkungen zu antworten, die keine Antwort zu bedürfen schienen, händigte sie Madame la Roche den Brief ein, den sie von Herrn Fécard bekommen.

„Er ist schon gestern Abend abgegeben worden,“ sagte Fanny, „aber Herr Fécard wußte, daß wir heute Morgen zurückkommen würden, deßhalb hat er ihn nicht erst auf's Dorf hinausgeschickt.“

„Ein Brief,“ sagte Madame la Roche, indem sie ihn nachdenklich in der Hand hielt. „Es schreibt ja jetzt Niemand mehr an mich. Was kann er betreffen, und von wem kann er kommen? Alle meine alten Freunde haben mich ja verlassen.“

„Vielleicht ist er von Herrn Noiret,“ bemerkte Fanny zögernd.

„O nein, Kind, von dem ist er sicherlich nicht.

Herr Noiret ist zu sehr Weltmann als daß er sich noch um mich kümmern sollte — nein – nein."

Sie erbrach, indem sie dies sagte, das Siegel. Es mußte etwas ganz Besonderes in diesem Briefe stehen, denn Madame la Roche las ihn dreimal durch, ehe sie an den Inhalt glaubte.

„Fanny," sagte sie endlich, „Deine Ahnung hat Dich nicht getäuscht — Herr Noiret ist todt!"

Und sie sank auf einen Stuhl nieder und brach in Thränen aus.

Fanny weinte nicht, war aber tief erschüttert. Sie dachte an Freundlichkeiten, die, obschon nicht uneigennützig, doch Freundlichkeiten waren. Vielleicht dachte sie auch an Herrn Noiret's Liebe zu ihr und fragte sich, was sie wohl gefühlt haben würde, wenn sie ihn geheirathet hätte und nun Wittwe wäre.

„Du wärest nun eine reiche Frau," sagte Baptist, der dicht daneben stand, Alles gehört hatte, sie beobachtete und ihre geheimen Gedanken zu beantworten schien.

Fanny blickte auf und lächelte wehmüthig.

„Eine reiche Frau," sagte sie in leisem Tone, „aber um welchen Preis, Baptist? Es wäre eine schwere Aufgabe gewesen, diesen alten Mann zu lieben, und es wäre schmachvoll gewesen, ihn nicht zu lieben. Ich danke Gott — abgesehen davon, daß

ich Dich verloren haben würde — ich danke Gott, sage ich, daß mir dieß erspart worden ist."

„Es ist ein betrübender Fall," rief Madame la Roche, die Hände faltend; „ein sehr betrübender Fall — ich wollte, ich wüßte, was ich eigentlich fühle. Es ist mir, als wäre ich über Herrn Noiret's Tod betrübt, aufrichtig betrübt. Und dennoch kann ich auch nicht umhin, mich zu freuen — nicht über seinen Tod — nein, über seinen Tod freue ich mich nicht, das weiß ich gewiß, wohl aber über die fünfhundert Francs jährlich, die er mir vermacht hat."

„Fünfhundert Francs jährlich?" wiederholte Fanny.

„Ja, liebes Kind, so schreibt mir sein Anwalt und dieser würde mich nicht täuschen. Aber ich sage nochmals, es thut mir leid, daß er gestorben ist. Herr Noiret war mein alter Freund und that lange Zeit sein Möglichstes, um mir zu dienen, und hatte, wie sich nun zeigt, mich nicht gänzlich vergessen, wie ich glaubte. Wir sind aber einmal geneigt, streng zu urtheilen und Uebles zu denken."

Herr Noiret hatte in der That Madame la Roche fünfhundert Francs jährlich ausgesetzt, allerdings nur für ihre Lebenszeit, aber dennoch war das Vermächtniß, welches durch mitleidiges Bedauern

der Vergangenheit veranlaßt worden sein mochte, ein unerwartetes.

Als das erste verworrene Gefühl, nicht zu wissen, ob sie sich freuete oder sich grämte, vorüber war, empfand Madame la Roche über diesen kleinen Glücksfall ruhiges, stilles Vergnügen.

„Ich freue mich, ich freue mich wirklich," sagte sie, indem ihre blauen Augen funkelten. „Ich weiß, daß Baptist nun nicht sein ganzes Geld an mich zu wenden braucht, und, Baptist, wollen Sie mir einen Dienst erzeigen und mich glücklich machen?"

„Und Fanny heirathen?" setzte Baptist lächelnd hinzu.

„Ganz recht, aber woher wußten Sie, daß ich das meinte?"

„Ich sah es Ihnen an den Augen an, Madame."

„Ja, heirathen Sie Fanny — heirathen Sie Fanny nun. Ich bin jetzt fast reich zu nennen. Ich habe neunhundert Francs jährlich. Lassen Sie mich das Glück genießen, Fanny als Ihr Weib zu sehen, ehe ich sterbe."

Baptist sah Fanny an, deren Lippen keine Weigerung aussprachen.

„Nun gut," sagte Baptist mit Nachdruck, „heute über vier Wochen denn."

„Warten Sie einmal — ist heute vielleicht Freitag?" unterbrach ihn Madame la Roche ängstlich. „Sie wissen, wie unglücklich es sich traf, daß Sie vor sieben Jahren einen Freitag gewählt hatten, Baptist."

„Heute ist Donnerstag," sagte Baptist.

„Gut, so sei es denn Donnerstag," entgegnete Madame la Roche, „und Sie können Fanny so oft besuchen als Sie wollen. Weder Charlotte noch Marie können jetzt Etwas dagegen haben." —

Stumme Thränen begleiteten die letzten Worte; Baptist aber war über diese unerwartete Entscheidung in zu fieberhafter Aufregung und Fanny über diese plötzliche Veränderung in allen ihren Plänen zu unruhig — denn sie hatte sich schon darein ergeben, nicht eher zu heirathen als bis sie graues Haar hätte — um die wehmüthigen Erinnerungen zu beschwichtigen, in welche Madame la Roche sich versenkte.

„Also, Fanny," sagte Baptist als, sie schieden, „dies Mal muß es heute über vier Wochen geschehen. Du kannst bei Madame la Roche bleiben, so lange sie lebt, ich aber kann mich nicht noch einmal täuschen lassen."

„Das soll auch nicht geschehen," sagte Fanny

mit Bestimmtheit. „Madame la Roche sagt, ich hätte durch das Zusammenleben mit ihr ebenfalls die Gabe der Ahnung erlangt, und ich gebe Dir mein Wort darauf, es wird keine Täuschung stattfinden.“

„Gott höret Dich, Fanny.“

Siebentes Kapitel.

Es fand auch keine Täuschung statt. An einem milden Novembertage wurden Fanny und Baptist in aller Stille glücklich vermählt.

Keine Schaar von Gästen geleitete sie zum Altar, keine jubelnden Freunde setzten sich mit ihnen an diesem Tage zu Tische, aber Charles war lustig, Fanny sah glücklich aus, Baptist noch glücklicher, am glücklichsten von Allen aber Madame la Roche.

„Ich wollte, ich könnte Euch sagen, wie froh ich bin,“ sagte sie einfach, „und ich glaube wirklich, Herr Noiret würde, wenn er Dich jetzt so gut und glücklich sähe, sich ebenfalls freuen, diesen Deinen glücklichen Hochzeitstag herbeigeführt oder herbeiführen geholfen zu haben, denn ich weiß, daß ich ohne dieses kleine Vermächtniß niemals im Stande gewesen wäre, Dich zu überreden, Baptist nicht länger warten zu lassen.“

Baptist machte eine betroffene Miene und Fanny lächelte muthwillig.

„Ich weiß nicht, ob gar so viel Grund zu Glückwünschen vorhanden ist,“ sagte sie. „Hörten Sie heute Morgen den Mann auf der Mairie, Madame?“

„Meinst Du den Maire, der Dir das furchtbare Versprechen abnahm, Baptist zu gehorchen?“ fragte Madame la Roche, denn weßhalb das Weib dem Manne gehorchen solle, konnte sie sich nicht denken.

„O nein, den Maire meine ich nicht,“ sagte Fanny, „sondern einen Mann, der zu einem andern sagte: „„Ich entsinne mich ihrer — vor sieben Jahren war sie ein hübsches Mädchen.““

„Dann versteht er es nicht,“ entgegnete Baptist geradezu. „Vor sieben Jahren warst Du nicht hübsch — Du warst blaß und mager — Du bist erst mit der Zeit hübsch geworden — nicht wahr, Madame?“

„Ich habe von jeher gefunden, daß Fanny gut aussah,“ sagte Madame la Roche mit sanftem Ernste.

„Auf alle Fälle sagte der Mann, ich sei vor sieben Jahren hübsch gewesen, was unverkennbar heißen soll, daß ich es jetzt nicht bin. Du siehst also, mein armer Baptist, daß Du ein häßliches altes Weib bekommen hast.“

„Der Mann war ein Narr," sagte Baptist standhaft, „und Du — Du — beinahe hätte ich gesagt, Du seiest nicht viel klüger, aber dies wäre nicht höflich, und es wäre auch nicht meine wahre Meinung. Sieh' einmal in diesen Spiegel, oder frage vielmehr Madame, ob Du alt und häßlich bist. Du bist jetzt hübscher als je."

„Das glaube ich auch," sagte Madame la Roche, „ich glaube es auch."

„Wenigstens hoffe ich, daß ich klüger bin als vor sieben Jahren," sagte Fanny bescheiden, „und daß ich für Baptist ein besseres Weib sein werde als ich damals hätte sein können."

„Durchaus nicht — durchaus nicht," sagte Baptist ärgerlich, „Du bist noch ganz dasselbe flatterhafte Geschöpf, welches Du warst, und wirst mich plagen und quälen, so lange ich lebe. Doch ich muß die Schuld mir selbst zuschreiben. Ich liebe Dich wie Du bist, und ein so thörigter, flatterhafter, leichtfertiger Vogel Du auch sein magst, so bin ich doch froh, daß ich Dich habe."

„Sie werden gern allein sein wollen," dachte Madame la Roche; „es ist auch ganz natürlich — an ihrem Hochzeitstage — sie müssen einander viele neue Gedanken und Gefühle mitzutheilen haben. Ich fürchte, ich kann nicht ausgehen und sie allein lassen,

aber warum sollen sie nicht ausgehen und mich allein lassen?"

Demgemäß schlug sie vor, daß Baptist seine junge Frau spazieren führe, aber weder Baptist noch Fanny schienen die neuen Gedanken und Gefühle zu haben, welche Madame la Roche bei ihnen voraussetzte.

Sie kannten einander auswendig, sagte Fanny, und hätten von der Einsamkeit Nichts zu lernen.

„Aber Ihr möchtet vielleicht gern allein sein," beharrte Madame la Roche. „Es scheint mir dies sehr natürlich zu sein, obschon ich mich allerdings selbst nicht erinnern kann, daß ich an dem Tage, wo ich mit Herrn la Roche vermählt ward, diesem etwas Besonderes zu sagen gehabt hätte."

„Madame," sagte Baptist mit naivem Ernste, „wir haben uns vermählt und sind froh, daß wir es endlich gekonnt haben, aber wir haben es nicht gethan, um von Ihnen fortzulaufen oder um der Meinung zu sein, daß Sie unserm neuen Glücke im Wege ständen — Gott verhüte das! So lange Sie leben, soll Fanny wie eine gute Tochter bei Ihnen bleiben, und mögen Sie noch recht lange leben! Ich bin ganz glücklich, sie so zu haben."

Madame la Roche vergoß eine stumme Thräne, machte aber keine Gegenvorstellungen, während

Charles, dessen traurige Miene seine Furcht, daß Baptist seine junge Frau ganz mit fortnehmen werde, hinlänglich verrieth, beträchtlich heiterer ward, als er hörte, daß sie dableiben werde.

Dies war ihr Hochzeitstag und ihr erstes Eheleben.

Der Winter verging in Frieden, Glück und Behagen.

Baptist wußte es so einzurichten, daß mit Madame la Roche's vermehrtem Einkommen Charles' höherer Schulunterricht bezahlt ward.

Baptist gestand, daß er ehrgeizige Absichten mit dem Knaben habe.

„Wenn er den Namen Watt führen soll," sagte er, „so wünsche ich, daß er demselben Ehre mache, und wenn er ihn nicht führt, so wünsche ich an ihm wenigstens zu thun, was seine Großmutter für Fanny, mein Weib, gethan hat."

Madame la Roche machte wie gewöhnlich Gegenvorstellungen, dann gab sie nach.

Eben so gab sie nach, als, nachdem die warme Jahreszeit zurückgekehrt war, Baptist darauf bestand, daß sie, Fanny und Charles wieder jene niedliche kleine Häuslichkeit auf dem Lande bezögen, welche er ihnen das Jahr zuvor bereitet.

„Es wird der letzte Sommer sein, daß ich

Baptist auf diese Weise belästige," sagte sie zu Fanny. „Nächstes Jahr werde ich bei Charlotten und Marien sein und Du bei Deinem Gatten."

„Madame, Madame — ich glaube nicht mehr an Ihre Ahnungen," sagte Fanny in heiterem Tone.

„Mein liebes Kind," sagte Madame la Roche, „hast Du vergessen, daß auch Du durch das Zusammenleben mit mir diese Gabe erlangt hast? Hast Du jene merkwürdige Ahnung in Bezug auf Herrn Noiret's Tod vergessen?"

Fanny wagte nicht diesem Schlusse zu widersprechen. Sie hatte es früher einmal gethan, aber Madame la Roche hatte diesen Zweifel beinahe übel genommen.

Wir brauchen nicht die Geschichte dieses Sommers zu schreiben — er hatte keine. Wir brauchen blos zu erzählen, was an einem Sonntag Abend in den ersten Tagen des September geschah.

Es war ein schöner, milder Abend.

„Ich hätte Lust, mich ein wenig in's Freie zu setzen," sagte Madame la Roche.

Baptist führte sie hinaus in den kleinen Garten und half ihr, sich in den tiefen Lehnstuhl setzen, den ihre zunehmende Schwäche selbst hier nöthig machte. Er setzte sie so, daß sie den ruhigen blauen und gel-

den Himmel und den niedrigen Kreis von Hügeln sehen konnte, auf welchen er zu ruhen schien.

Die Blumen athmeten ihren ganzen Duft, die Luft wehete balsamisch aus den umliegenden Gärten herüber, aber Madame la Roche sah mit sanfter Apathie sich um.

Zu kraftlos, um an dem, was sie sah, Vergnügen zu finden, genoß sie es, so zu sagen, nur träumerisch.

„Es ist beinahe so schön wie in Flandern," sagte Baptist nachdenklich.

„Beinahe!" wiederholte Fanny.

„Ja, beinahe, Madame Watt, denn ich muß Ihnen sagen: Es geht Nichts über Flandern, was Sie auch denken mögen."

„Ist Flandern nicht sehr eben?" fragte Madame la Roche.

„Ja wohl, sehr eben, Madame, und deßhalb ist es so schön!"

„So, so!" entgegnete sie sanft.

Fanny hatte einige Blumen gepflückt. Jetzt schüttete sie dieselben in Madame la Roche's Schoos, welche über sie lächelte, aber sie kaum ansah.

„Hier ist Ihre Lieblingsblume, die Rose," sagte Fanny.

„Ich danke Dir. Alle Blumen sind schön, aber

ich habe jetzt keine Lieblinge mehr. Die Welt schwindet vor mir hinweg und ich verlasse sie jeden Tag ein wenig mehr und alle ihre Schönheit dazu, Fanny."

„Fühlen Sie sich unwohl?" fragte Fanny unruhig.

„Nein, Kind, ich fühle mich im Gegentheile sehr wohl. Willst Du so gut sein, mir mein Taschentuch zu holen?"

Fanny ging, es zu holen; sobald sie aber den Rücken gewendet hatte, legte Madame la Roche ihre Hand auf Baptist's Arm, blickte zu ihm auf und sagte:

„Baptist, Sie sind mir wie ein Sohn gewesen und der Segen einer Mutter ruhe auf Ihnen. Ihre Prüfungszeit wird bald zu Ende sein. Ich scheide — sehen Sie mich nicht so unruhig an — es ist eine große Wohlthat für Sie und für mich. Mein Leben ist ein langes, nutzloses Leben gewesen, aber es könnte immer noch länger dauern als es gedauert hat. Ich könnte immer noch am Leben bleiben und eine fortwährende Schranke zwischen Fanny und Ihnen bleiben, denn sie will mich nicht verlassen, und ich bin zu alt und zu lästig, um bei Ihnen sein zu können. Ich bin daher dankbar dafür, daß ich gehen und Sie beisammen lassen kann, und ich sage alles Dies, ich weiß kaum warum — vielleicht, weil es mir das Herz er-

leichtert — vielleicht, weil ich fürchte, ich könnte, wenn ich zu lange wartete, nicht Alles sagen."

Ehe Baptist Zeit hatte, zu antworten, kam Fanny mit dem Taschentuche zurück. Sie las sofort die Unruhe in den Zügen ihres Gatten und sagte rasch:

„Sind Sie unwohl, Madame?"

„Nein, Kind, aber ich sagte Baptist, was für ein langes, nutzloses Leben das meinige gewesen ist, und ich sage es Dir eben so wie ihm. Danke Gott, Kind, daß Du, wenn Du einmal so alt sein wirst wie ich, auf Deine Jugend zurückblicken und mehr darin finden kannst als die alte Madame la Roche in der ihrigen."

„Ach, Madame," sagte Fanny mit schmerzlicher Miene, „Sie bekümmern uns, wenn Sie so sprechen. Warum wollen Sie sich für eine solche Sünderin halten?"

„Ein Lamm!" rief Baptist, „ein schüchternes, unschuldiges Lamm!"

Madame la Roche sah die sinkende Sonne und die Ebene, welche wie ein Feld von Goldstoff sich bis an den Fuß der bläulichen Hügel ausbreitete.

„Ich glaube, es ist Alles sehr schön," sagte sie, nachdem sie lange hingeschaut, „aber ich scheine es nicht zu sehen. Ich sehe blos Tage, die ich mit in

den Schooß gelegten Händen und mit Müssiggang in meinem Herzen und Gehirn zugebracht."

Weiter sagte sie Nichts.

Als die Sonne untergegangen und die letzte rothe Gluth vom Himmel entschwunden war, stand Madame la Roche auf und ging wieder in das Haus hinein.

Von diesem Tage an ward sie immer schwächer, und als der Herbst anfing, starb sie. Sanft und ohne Bedauern schied sie aus dem Leben mit einem Lächeln auf den Lippen und mit nur guten und heiligen Gedanken in ihrem Herzen.

Beinahe ihre letzten Worte waren ein Segen über Fanny und Baptist, und eine Bitte an Charles, seinen Pflegeeltern zu gehorchen.

Sie starb in dem stillen Dorfe, wo Baptist's kindliche Fürsorge ihr noch so glückliche Tage bereitet hatte; obschon aber der Dorfkirchhof ein schöner und schattiger war, so wollte Baptist doch nicht sie hier schlafen lassen.

„Nein, nein," sagte er, „Kosten und Mühe sind Nichts. Madame la Roche soll mit ihren beiden treuen alten Dienerinnen zu ihren Füßen ruhen, wie einer Herrin zukommt. Ueberdies waren sie im Leben bei ihr und warum sollten sie im Tode von ihr getrennt sein?"

Wie Baptist sagte, so geschah es auch.

Als er mit dem kleinen Charles, dessen Augen vom Weinen roth waren und dessen Herz von schwerem Kummer bedrückt ward, von dem Begräbnisse nach Hause zurückkam, führte er ihn in seinen Tapeziererladen, wo Fanny, jetzt zum ersten Male im Hause ihres Gatten, sie erwartete.

„Charles,“ sagte er zu ihm, „dies ist das Haus, in welchem wir wohnen. In vielen Beziehungen würde es nicht für Dich passen und deßhalb habe ich beschlossen, Dich in eine Pensionsschule zu bringen, wo Du auf geeignete Weise erzogen werden wirst. Du kannst uns alle Sonntage besuchen, und wenn Du mich als Deinen Vater, und Fanny als Deine Mutter betrachten willst, so wirst Du uns glücklich machen.“

„Ich will es! ich will es!“ rief Charles schluchzend. „Ich will Watt heißen.“

„Später — jetzt nicht,“ sagte Baptist unbeugsam. „Du darfst Nichts bereuen, aber ich kann ohne Prahlerei sagen: Watt ist ein ehrlicher Name, dessen sich Niemand schämen darf. Wohlan, Charles, ich habe nicht viel weiter zu sagen. In diesem kleinen hübschen Garten da drüben sah ich Fanny vor einigen Jahren zum ersten Male. Deine gute freundliche Großmutter war Besitzerin dieses Hauses und eine

reiche Dame, aber denke nie an das Geld, welches einmal verloren ist, mein Sohn. Gedenke ihrer in Deinen Gebeten, aber denke niemals an das Geld, obschon es etwas sehr Nützliches und sehr Vortreffliches ist. Denke an das Werk, welches Du zu verrichten hast, und verrichte es wacker, und glaube mir, das Geld wird dann auch kommen."

„Ich mag kein Geld — ich mache mir Nichts daraus," sagte Charles traurig.

Baptist wollte ihn durch Beweisgründe von der Unrichtigkeit dieser gefährlichen und romanhaften Ansicht überzeugen, Fanny aber legte ihre Hand auf den Mund ihres Gatten und zwang ihn zu schweigen.

„Er wird es schon noch einsehen lernen," flüsterte sie.

„Vielleicht, vielleicht aber auch nicht," sagte Baptist zweifelhaft.

„Als ich so alt war als er, wußte ich schon, was Geld war, und kannte den Werth desselben, aber meinetwegen — denkt wie Ihr wollt."

Am nächstfolgenden Tage ging Charles, obschon nicht ohne viele Thränen, in die Schule. Als Baptist nach Hause kam, fand er Fanny mit ziemlich traurigem Gesichte, aber sehr emsig beschäftigt, in dem Hinterzimmer.

Er ging auf sie zu, legte seine Hand auf ihre Schultern und sagte in sehr innigem Tone:

„Wohlan, meine kleine Fanny, Du beginnst als Hausfrau thätig zu sein. Gott gebe dazu sein Gedeihen, aber Du weißt, was ich Dir gestern Abend sagte: Das Begräbniß und die Schule für Charles haben unser ganzes Geld aufgezehrt. Wir müssen uns einschränken und sparen, als ob wir noch ganz junge Leute wären und eben erst für uns anfingen."

„Nun gut," sagte Fanny heiter, „dann werden wir es thun und werden glücklicher sein als wenn wir nur für uns selbst gesorgt und niemals für Andere zu sorgen gebraucht hätten."

Baptist blickte auf sein Weib herab und lächelte — ein Lächeln, in welchem kein Bedauern in Bezug auf die Vergangenheit, wohl aber ein hoher Grad ruhiger, glücklicher Zufriedenheit mit der Gegenwart lag.

Theuer haben sie dieses Glück erkauft und den vollen Preis dafür bezahlt. Möge es als ein treuer, ausharrender Gast lange bei ihnen bleiben!

Ende.

Der wohlfeile Ausflug.

Wohlfeilheit! Welche wunderbar scharfsinnige Dinge werden in deinem Namen gethan und erdacht — welche gewaltige Summen erspart — welche Freuden verwirklicht! Es ist jedoch durchaus nicht unsere Absicht, dein Lob in einer Abhandlung zu preisen. Die Philosophie der Wohlfeilheit läßt sich am besten in einer Erzählung entwickeln — in der Geschichte eines fürchterlich sparsamen Ehepaares, von welchem wir kürzlich in Paris sprechen hörten.

Der Morgen des Kirchweihfestes in Saint Cloud war hell und schön angebrochen, und Herr Krukaine, der sich vorgenommen, sich einen freien vergnügten Tag zu machen, wünschte aufzubrechen.

„Ich glaube, liebe Frau, es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen," sagte er. „Da wir zu Fuße gehen wollen, so wird es gerathen sein, wenn wir gehen, ehe die Hitze zu groß wird."

„Nun, Krukaine," kreischte eine gellende Stimme aus einem innern Zimmer, „Du kannst ja gehen, wenn Du nicht warten willst. Ich habe Alexander noch nicht das Gesicht gewaschen und mich auch noch nicht angezogen; auch werde ich mich durchaus nicht beeilen."

Herr Krukaine sah auf seine Uhr und seufzte. Er wußte aber aus Erfahrung, daß jede Bemühung, Madame Krukaine's Anstalten zu beschleunigen, nur weitere Verzögerung zur Folge haben würde.

Nachdem er sich daher nochmals überzeugt, daß es wirklich ein schöner Tag sei, nahm er mit so viel Gelassenheit als er noch zu bewahren vermochte, ein Zeitungsblatt zur Hand.

Der heutige Tag war ein großer Tag der Krukaine's, die demselben lange mit sehnsüchtigem Vorgeschmacke der Vergnügungen entgegengesehen, die er ihnen gewähren sollte.

Saint Cloud ist ein hübsches Dorf an den Ufern der Seine in geringer Entfernung von Paris. Es besitzt einen schönen Palast und sehr schöne Gärten, welche am Festtage des Schutzheiligen des Ortes von Besuchern wimmeln und ein sehr heiteres Ansehen darbieten.

Die Krukaine's waren ehemalige Kolonialwaarenhändler in wohlhabenden Umständen. Ihre älte=

ren Kinder waren bereits selbstständig, das jüngste aber, Alexander Krukaine, ein Knabe von etwa neun Jahren, war noch bei seinen Eltern, die in der Rue de l'Arbresec, nicht weit von der Place Dauphine wohnten.

Da die schweren Sorgen des Lebens für sie vorüber waren, so hätte man Herrn und Madame Krukaine als sehr glückliche Leute betrachten können, wenn sie nicht von einem höchst unglücklichen Geize beseelt gewesen wären.

Es schien buchstäblich Herrn Krukaine Nichts schwerer anzukommen als einige Francs zu einem nicht unumgänglich nothwendigen Zwecke auszugeben.

Geld zu sparen, war in allen Dingen seine erste Erwägung, und seine Kunstgriffe, um wohlfeil einzukaufen und bei allen Gelegenheiten so billig als möglich wegzukommen, waren exemplarisch.

Unglücklicher Weise jedoch erwiesen seine billigen Einkäufe sich oft, wenn Alles berechnet ward, als sehr theure, aber dann hoffte man, das nächste Mal glücklicher zu fahren, und ein Fehlschlag führte demgemäß blos zu neuen Experimenten.

Madame war ursprünglich keine Verehrerin der Wohlfeilheit gewesen; da sie aber fortwährend in einer Atmosphäre der Sparsamkeit und Knauserei lebte, so that sie es endlich ihrem Gatten hierin

vollkommen gleich und es möchte schwer gewesen sein, zu sagen, wer von beiden das meiste Geschick gehabt habe, einen guten Handel auszuwittern oder Mittel zum Zurückhalten des Geldes zu ersinnen.

Bei Ausführung ihrer Projecte versagten sie sich beharrlich die unschuldigsten Vergnügungen, damit dieselben keine Geldkosten verursachen möchten. Sie erklärten, ihre Mittel erlaubten ihnen nicht, Gesellschaft zu empfangen.

Da Jedermann wußte, daß dies eine Lüge war, so nannte man die Krukaine's sehr bald egoistische Leute; aber dieß war ihnen gleichgültig. Herr Krukaine, der sich einbildete, Philosoph zu sein, bemerkte, die Verleumdung sei der gewöhnliche Lohn des Verdienstes und sie hätten deßhalb kein Recht, sich über die Behandlung zu wundern, welche sie von ihren Nachbarn erführen.

Ja, die Wendung, welche auf diese Weise das Gerücht gegen sie nahm, war ihnen mehr angenehm als unangenehm. Sie hatten nun das Vergnügen, zu denken, daß sie ungerechter Weise verfolgt würden, und dieses Vergnügen genossen sie, ohne daß es Etwas kostete — es war ein wohlfeiles Mittel, sich zu amüsiren.

Bei dieser Gesinnungsart hatten die Krukaine's sich natürlich nicht ohne reifliche Ueberlegung ent=

schlossen, zu dem Kirchweihfeste von Saint Cloud zu gehen, die Schönheit der Witterung aber machte die Versuchung unwiderstehlich und überdies nahmen sie sich vor, so wenig zu verthun, daß es kaum der Erwähnung werth wäre.

Ein Umstand, der ihren Wunsch, das Fest mit anzusehen, steigerte, war, daß mehrere Miethbewohner des Hauses, in welchem sie wohnten, beschlossen hatten, eine gemeinschaftliche Partie dorthin zu machen, und mit Begeisterung von den Vergnügungen sprachen, die sie von diesem Ausfluge erwarteten.

Die Krukaine's waren aufgefordert worden, sich ihnen anzuschließen, hatten sich aber philisterhafter Weise geweigert, denn Herr Krukaine bemerkte klüglich, „was könne es wohl nützen, mit andern Leuten zu gehen, sobald man von ihnen Nichts profitiren könne?“

Demgemäß beschlossen sie, allein zu gehen.

Madame Brenu, eine sarkastische Witwe, die in derselben Etage mit ihnen wohnte und den gemeinschaftlichen Ausflug mitmachen wollte, ließ allerdings einige boshafte und hämische Bemerkungen über knauserige, ungesellige Leute fallen; da Madame Krukaine aber die Philosophie ihres Gatten nachahmte, so bemerkte sie blos stolz, sie sei über dergleichen Dinge erhaben und würde die Imperti-

nenz dieser Frau mit der ruhigen Verachtung hinnehmen, welche sie verdiene.

Obschon Herr Krukaine, nachdem er sehr lange gewartet, sich zuletzt der Meinung zuneigte, Madame werde mit ihrer Toilette niemals fertig werden, so war sie zuletzt doch fertig und erschien in der vollen Glorie eines hellgelben Hutes und ziegelrothen Shawls, der, obschon nicht ganz nach der Mode, doch noch so gut wie neu war.

An ihrem linken Arme trug sie einen großen, schweren Korb mit Lebensmitteln für den Tag gefüllt, und in ihrer rechten Hand schwang sie einen alten blauen Sonnenschirm, mit welchem sie ziemlich boshaft auf Alexander Krukaine, einen trägen, schläfrigen Knaben, losstachelte, der diese Stöße und das „Vorwärts!“, von welchen sie begleitet waren, mit gleichgültiger, verstockter Miene hinnahm.

„Nun, Krukaine, gedenkst Du denn den ganzen Tag hier zu bleiben?“ fragte Madame, sich gegen ihren Gatten wendend.

„Durchaus nicht,“ antwortete Herr Krukaine, indem er pfeifend die Treppe hinunterging, während Alexander einem zweiten Stoße mit dem Sonnenschirme und einem zweiten Zurufe gehorchte und seinem Vater folgte.

Der genannte Vater bedarf keiner besonderen Schilderung.

Er war ein dicker Mann von gewöhnlichem Aussehen und ziemlich gutmüthig; lange Gewohnheit aber hatte es ihm möglich gemacht, diese letztere überflüssige Eigenschaft so im Zaume zu halten, daß nur wenig Leute deren Vorhandensein geahnt haben würden. Nur eine vollständige gutmüthige Laune verrieth dem durchdringenden Auge scharfer Beobachter das himmlische Licht, welches Herr Krukaine so sorgfältig unter dem Scheffel der Weltklugheit verbarg.

Leise und behutsam schloß Madame Krukaine die Thür ihrer Wohnung zu. Vorsichtig und triumphirend ließ sie den Schlüssel in ihre Tasche gleiten.

Und warum? O Schwäche großer Seelen! damit die Witwe Brenu sie nicht hören möge!

Wir können es nicht leugnen — Madame Krukaine, die sich sonst vor Niemandem fürchtete, scheute mit tödtlicher Furcht das durchbohrende Auge, das leise Ohr und die unbarmherzige Zunge der Witwe Brenu, und das Schicksal hatte mit boshaftem Raffinement diese Feindin dicht vor die Schwelle der Krukaine's gesetzt, indem es sie in dasselbe Haus und in dieselbe Etage einquartiert hatte.

„Dies Mal hat sie mich nicht gehört,“ dachte Madame Krukaine frohlockend.

Ihr Fuß stand auf der ersten Stufe der Treppe, im Begriff, hinunterzugehen, als Herr Krukaine, der höchst unphilosophischer Weise nicht erwarten konnte, bis er das Haus im Rücken hatte, von dem Fuße der Treppe heraufschrie:

„Nun, Madame Krukaine, kommen Sie oder nicht?“

Madame Brenu stand eben im Begriff, ihr munteres rundes Gesicht einzuseifen, als sie Herrn Krukaine's Stimme hörte. Sofort eilte sie nach der Thür, öffnete sie und stand, von Schadenfreude strahlend, Madame Krukaine gegenüber, die sie mit kaltem, finsterem Blicke betrachtete.

„Guten Mörgen,“ sagte Madame Brenu.

„Guten Morgen,“ entgegnete Madame Krukaine stolz. „Sie befinden sich doch wohl?“

„O, sehr wohl. Ich kleide mich eben an, um nach Saint Cloud zu gehen. Gehen Sie wirklich auch?“

„Allerdings.“

„Sie werden es kostspielig finden,“ sagte Madame Brenu verschmitzt. „Fürchterlich kostspielig.“

„Das ist unsere Sache,“ entgegnete Madame Krukaine kalt und wollte die Treppe hinuntergehen,

als Madame Brenu, die ein schreckliches Weib war, eben weil sie stets that, was ihr gefiel, ihre fette Hand auf den Korb legte und ohne weitere Umstände den Deckel aufhob.

Ihr scharfes Auge erblickte sofort die Keule eines Geflügels.

„Kapaun!" rief sie erstaunt, „kalten Kapaun! Madame Krukaine, wie haben Sie dies über sich gewinnen können?"

„Nun, Madame Krukaine, kommen Sie denn?" schrie Herr Krukaine wieder von unten.

„Ja, Herr Krukaine, ich komme," entgegnete Madame in großem Zorne und neigte sich über das Treppengeländer, um zu antworten. „Du wirst mir einen großen Gefallen thun, wenn Du heraufkommst und Deinen Korb holst. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß ich den Inhalt desselben nicht für mich angeschafft habe, und wenn Du essen willst, so kannst Du auch arbeiten."

Herr Krukaine war über diese außerordentliche Anrede erst ganz bestürzt, kam aber sehr bald zu dem rechten Schlusse.

„Madame Brenu ist ihr in den Weg gekommen," dachte er, und ging die Treppe wieder hinauf.

Er fand die beiden Damen in einem hitzigen, obschon höflichen Kampfe begriffen.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Madame," sagte Madame Krukaine, indem sie ihre schmalen Lippen fest zusammenbiß, „ich bin Ihnen sehr verbunden."

„O machen Sie keine Umstände," entgegnete Madame Brenu gutmüthig, „ich hoffe, daß Sie sich gut amüsiren werden. Wir werden uns ganz gewiß amüsiren. Herr Theodor, der Advocatenschreiber, bringt seine Flöte, und Herr Ledru seine Guitarre mit und dann nehmen wir Jedes Etwas zu essen mit. Ich habe eine schöne Melone — aber, mein Himmel, Herr Krukaine, wie haben Sie sich nur überwinden können, einen Kapaun zu kaufen — auch eine Pastete! — Ich versichere Ihnen, kein Mensch wird das glauben."

Herr Krukaine blinzelte Madame Brenu mit seinem rechten Auge an, schnalzte bedeutsam mit den Lippen und entgegnete:

„Madame, wir werden es glauben, wenn die Zeit kommt."

Madame Brenu sah nur halb überzeugt aus und schien nicht im Stande zu sein, an den Kapaun glauben zu können, warf aber, indem sie diesen Gegenstand des Gesprächs fallen ließ, ihrer Nachbarin einen neidischen Blick zu und fuhr fort:

„Und diesen schweren Korb wollen Sie wirklich

bis nach Saint Cloud schleppen? In der That, Herr Krukaine, ich bewundere Sie. Wir haben einen Personenwagen gemiethet, der uns hin und wieder zurückbringt. Madame Krukaine würde wohl aber nicht in einem Personenwagen fahren — dazu ist sie zu stolz, nicht wahr?"

Madame Krukaine hätte gern eine Antwort gegeben, ihr Gatte aber, der sich um Madame Brenu's Geschwätz — Nichts als Wind, wie er weise bemerkte — keinen Pfifferling kümmerte, blinzelte abermals mit seinem rechten Auge, legte den Finger an die Nase und sagte in schlauem Tone:

„Es liegt auch eine Flasche Bordeaux neben dem Kapaun, Madame Brenu, eine Flasche Bordeaux."

Und damit gingen sie die Treppe hinunter.

„Das war ein guter Hieb, nicht wahr?" sagte Herr Krukaine zu seiner Frau.

„Ja, ein sehr guter Hieb," antwortete ironisch Madame Krukaine, als man Madame Brenu's Stimme dem ganzen Hause verkünden hörte:

„Wissen Sie die Neuigkeit schon? Die Krukaine's gehen nach Saint Cloud und nehmen einen kalten Kapaun und eine Flasche Bordeaux mit. Ich sah die Keule des Kapauns, glaube aber doch nicht daran."

„Lauter Wind! lauter Geschwätz!" sagte Herr

Krukaine philosophisch und begann zu pfeifen, um seine Verachtung an den Tag zu legen.

Der Tag war schön, aber er war auch warm. Herr Krukaine, der den Korb trug, schwitzte sehr bald über und über.

Er war noch nicht zehn Minuten gegangen, so blieb er stehen und bemerkte ernsthaft:

„Mein Kind, ich glaube, wir werden sehr müde sein, wenn wir Saint Cloud erreichen. Thäten wir nicht besser, wenn wir führen?“

„Wenn wir führen!“ wiederholte Madame in etwas rauhem Tone; „wie denn aber?“

„Vielleicht nimmt dieser Bauer, der denselben Weg zu machen scheint, uns ein Stück mit,“ bemerkte Herr Krukaine schlau und deutete mit den Augen auf einen mit einer weißen Plane bedeckten, von einem starken weißen Pferde gezogenen, an der Ecke einer Straße stehenden großen Karren, der augenscheinlich einem sehr sonderbar aussehenden gebräunten Landmanne in einem blauen Fuhrmannskittel gehörte, welcher — nämlich der Bauer — seine Pfeife schmauchend, an der Thür eines Weinladens stand.

„Das Aussehen dieses Wagens gefällt mir eben nicht sehr,“ sagte Madame Krukaine.

„Was kommt auf's Aussehen an, liebes Kind?“ entgegnete Herr Krukaine eifrig. „Die Landleute

sind in der Regel einfältig, und denke Dir nur das Vergnügen, beinahe umsonst fahren zu können!"

Er ging auf den „einfältigen Landmann" zu und machte seinen Vorschlag. Dieser ward günstig aufgenommen und in der kurzen Zeit von einer halben Stunde war der Handel abgeschlossen.

Für eine sehr geringe Summe, welche durch ferneres Herunterhandeln Madame Krukaine auf eine noch geringere reducirte, willigte der Landmann ein, sie nach St. Cloud zu fahren.

Demgemäß stieg die ganze Familie auf und Herr und Madame Krukaine wünschten sich durch ihre Blicke gegenseitig Glück zu ihrem vortrefflichen Handel.

Alles in der Welt hat aber seine Schattenseite und so traf es sich, daß der Wagen, welcher tüchtig mit Getreidesäcken beladen war, fast noch langsamer fuhr als die Krukaine's gegangen sein würden.

„Auf diese Weise kommen wir heute nicht nach St. Cloud," sagte Madame.

„Lieber Freund," bemerkte Herr Krukaine zu dem Bauer in einschmeichelndem Tone, „Ihr habt eine gute starke Peitsche — könntet Ihr Euer Pferd nicht ein wenig antreiben?"

Der Landmann nahm seine Pfeife aus dem

Munde und stierte Herrn Krukaine mit dem Ausdrucke des größten Erstaunens an.

„Dieses Pferd hat in seinem Leben keine Peitsche gefühlt," sagte er endlich, „und wenn ich es damit nur anrühren wollte, so bliebe es sicherlich auf der Stelle stehen. Wenn Sie aber wünschen, daß es schneller gehe, so läßt das sich sehr leicht auf andere Weise bewirken."

Der Bauer schnalzte auf eigenthümliche Weise mit der Zunge und das weiße Pferd setzte sich sofort in Galopp.

Der Wagen ruhete aber nicht auf Federn und die Straße war steinig. Ehe fünf Minuten vergingen, war Madame Krukaine so zusammengeschüttelt, daß sie glaubte, der Schlag müsse sie rühren. Herr Krukaine schrie dem Bauer in's Ohr und zupfte und rüttelte ihn, aber dieser zuckte blos die Achseln, als ob er sagen wollte: „Was kann ich weiter thun?"

Herr Krukaine, der hierdurch fast zur Verzweiflung getrieben ward und sich plötzlich auf die Wirkung besann, welche die Peitsche angeblich hervorbrachte, ergriff dieselbe und hieb damit das Pferd nachdrücklich in die Beine.

Seltsamer Weise aber warf das weiße Pferd, als es so zum ersten Male in seinem Leben die Peitsche zu kosten bekam, anstatt stillzustehen, den

Schwanz in die Höhe., schlug aus und galoppirte nur um so schneller, ohne eher anzuhalten, als bis es ermüdet und die Krukaine's förmlich schwarz im Gesichte waren.

„Ich glaube, wir werden absteigen," sagte Herr Krukaine, sobald er wieder genugsam zu Athem gekommen war, um sprechen zu können.

Madame, die gänzlich erschöpft war, stimmte in mattem Tone bei; obschon aber der Bauer gegen ihr Absteigen durchaus Nichts einzuwenden hatte, erhob er dagegen, daß sie fortgehen wollten, ohne ihm den bedungenen Betrag zu bezahlen, so lauten Widerspruch, daß die Krukaine's, die sich nicht überwinden konnten, für das Fahren zu bezahlen und dennoch zu Fuße zu gehen, mürrisch bei dem ursprünglichen Abkommen stehen blieben.

„Aber ich bitte Euch, lieber Freund," sagte Madame Krukaine, indem sie, die Nase rümpfend, ihren Sitz wieder einnahm, „ich bitte, daß Ihr dieses abscheuliche Tabakrauchen einstellt."

„Ich würde mich freuen, einer pariser Dame gefällig sein zu können," sagte der einfältige Landmann ernsthaft, „aber wenn ich nicht rauche, so geht mein Pferd nicht; und wenn es nicht gehen soll und ich doch zu rauchen wünsche, so muß ich absteigen.

Deßhalb trafen Sie mich eben heute morgen an der Thür jenes Weinladens."

Diese höchst merkwürdige Erklärung ward von den Krukaine's mit schlecht verhehlter Verachtung aufgenommen, aber sie bedachten klüglich, daß sie sich in dem Wagen des Landmanns befanden, und wagten daher keine offenen Anzeichen von Unglauben an den Tag zu legen.

Langsam und träge bewegten sie sich im ächten Schneckenschritt die heiße, sonnige Straße entlang, als plötzlich das Geräusch leicht rollender Räder, mit dem Murmeln einer Flöte und dem Klimpern einer Guitarre gemischt, sich hinter ihnen hören ließ.

Herr und Madame Krukaine wechselten bedeutsame Blicke und Madame zog sich so weit als möglich unter die Plane des Karrens zurück, aber ihr gelber Hut fiel zu sehr in die Augen, und so rasch der Personenwagen auch vorbeiflog, so wurden sie doch von der Witwe Brenu gesehen und erkannt.

Mit lautem spöttischem Gelächter erhob sich diese von ihrem Sitze und zeigte sie mit ausgestrecktem Finger der ganzen Gesellschaft, welche sofort ein ironisches Hurrah anstimmte, während das leichte Fuhrwerk vorbeirollte und dem langsam dahinpolternden Karren eine dicke Staubwolke hinterließ.

„Ein Bauerwagen ist eben so gut als ein Personenwagen," bemerkte Herr Krukaine philosophisch.

„Mir ist ein Bauerwagen sogar lieber," sagte Madame. „Ein Personenwagen ist so gemein."

Der Bauer blinzelte sie an und sprach nachdrücklich das Wort:

„Wohlfeil!"

„Liebes Kind," sagte Herr Krukaine zu seiner Frau, „was ist denn in dem Korbe?"

„Ein kalter gebratener Kapaun, ein Salat, eine Fleischpastete, eine Torte und eine Flasche Bordeaux," entgegnete Madame.

Nachdem sie auf diese Weise den Landmann überzeugt, daß sie, obschon sie in einem Bauerwagen fuhren, doch wohlhabende Leute waren, thaten die Krukaines nicht eher wieder den Mund auf als bis sie St. Cloud erreichten, wo sie zu ihrem unendlichen Vergnügen absteigen konnten.

„Guten Morgen," sagte der Bauer mit schlauem Blicke, „das war eine billige Fahrt, nicht wahr?"

Die Krukaines würdigten ihn keiner Antwort, sondern gingen mit stummer Verachtung hinweg.

Sie waren so langsam gefahren, daß es jetzt beinahe zwölf Uhr war, und die Krukaines entdeckten bald, daß sie hungerig waren.

Ihre erste Sorge war daher, einen bequemen

Platz zu wählen, wo sie einen kleinen Imbiß zu sich nehmen könnten. Sie stritten sich deßwegen hin und her — denn Madame Krukaine wollte im Angesicht des Fensters bleiben, während ihr Gatte eben so energisch dagegen protestirte — als die gute Dame plötzlich einen Schreckensschrei ausstieß und im Tone des tiefsten Entsetzens rief:

„Der Korb!“

Herr Krukaine drehete sich, von prophetischem Schrecken ergriffen, schnell herum.

Der Korb, welcher am Arme seines Weibes hätte hängen sollen, war verschwunden.

„Im Wagen!“ kreischte Madame, „Du hast ihn im Wagen gelassen!“

„Ich glaube, es wäre richtiger, wenn Du sagtest, daß Du ihn darin gelassen hast. Was hatte ich denn mit dem Korbe zu thun?“

„Ich sage, Du hast ihn darin gelassen — hatte ich nicht auf Alexander Acht zu geben? Du solltest Dich vor Dir selbst schämen — einen neuen Korb, den ich erst ganz kürzlich gekauft, und überdies einen kalten gebratenen Kapaun, einen Salat, eine Pastete, eine Torte, eine Flasche Wein, eine Porzellanschüssel und ein damastenes Tischtuch! Ich wünsche Dir Glück zu Deinem Tagewerke — o Du hast Dich wirklich ausgezeichnet!“

Herr Krukaine bemerkte hier, daß der Karren vielleicht noch nicht fort sei, und lief demgemäß nach der Stelle zurück, wo sie abgestiegen waren.

Aber vergebliche Hoffnung! es war keine Spur davon mehr übrig — Karren, Wagen, kalter Kapaun, Wein, Pastete, Salat und Torte — Alles war verschwunden. Dies war um so ärgerlicher als die Krukaines nur selten wagten, sich so ausgezeichnete Delicatessen zu vergönnen, wie sie sich für diesen Tag versprochen.

Herrn Krukaine's Hunger brachte seine Philosophie für einige Zeit zum Schweigen und er kehrte langsam nach der Stelle zurück, wo er seine Frau in sehr bitterer Gemüthsstimmung zurückgelassen, welche durch den Gedanken an den Kapaun, den nun der Bauer schmausen sollte, zu einer wahrhaft martervollen gesteigert ward.

„Nun?“ rief Madame Krukaine triumphirend, „wo ist der Korb? — wo hast Du Deinen Korb?“

„Es kann Nichts nützen, weiter davon zu sprechen, liebes Kind. Die Frage ist: Was sollen wir essen?“

„Du kannst essen, was Du willst, aber sehr hungerig kannst Du nicht sein, denn sonst würdest Du Deinen Korb nicht vergessen haben.“

Ohne weiter hierauf zu achten, begab sich Herr

Krukaine sofort zu einem Restaurateur, wo er gegen Bezahlung eines wahrhaft übertriebenen Preises etwas kaltes Fleisch, ein Brot und eine Flasche Wein bekam.

Mit diesem Proviant machte die Familie ein sehr mittelmäßiges Mahl, denn der Genuß, den es ihnen außerdem gewährt haben würde, ward durch das Bewußtsein ihres Verlustes verdorben.

Als die Mahlzeit vorüber war — und sie dauerte, wie Madame Krukaine mit Bitterkeit bemerkte, durchaus nicht lange — schlug Herr Krukaine vor, einen Spaziergang zu machen.

Seine Gattin willigte mürrisch ein und sie gingen demgemäß durch die Gärten, sahen sich das Fest an und bemüheten sich, die schöne Aussicht zu bewundern, die sich rings umher darbot.

Vergebens aber suchten sie sich zu amüsiren; getäuschte Erwartung und Verdruß dämpften ihre Freude und eine Wolke umhüllte sogar Herrn Krukaine's philosophische Denkweise, so oft er an den kalten Kapaun dachte.

Wie um ihren Aerger noch zu erhöhen, traf es sich, daß sie, als sie durch eins der hübschen Wäldchen in der Nähe der Gärten gingen, an einen Rasenplatz kamen, der von der Picknickgesellschaft zu ihrem Ruheplatze gewählt worden war.

Ein großes Tischtuch war auf das Gras gebreitet, die Mahlzeit darauf servirt, und obschon eine etwas heterogene, sah sie doch verführerisch genug aus, um Aerger und Neid in den Krukaines zu erwecken.

Eben so war es höchst ärgerlich, zu sehen, auf welcher guten Laune die ganze Gesellschaft zu sein schien.

Herrn Theodor's Flöte und Herrn Ledru's Guitarre trugen viel zum Amüsement der Gesellschaft bei und einige Kinder, welche zu der Picknickgesellschaft gehörten, tanzten fröhlich auf dem Grase herum.

Dieser Anblick schien auch auf Alexander Krukaine, dessen Gefühle bis jetzt geschlafen zu haben schienen, eine große Wirkung zu äußern. Er gewahrte auf einen Blick die Freuden, deren er beraubt worden, und bestand darauf, sich der Gesellschaft sofort anzuschließen.

Seine Eltern weigerten sich entschieden, und da sie glücklicher Weise Madame Brenu's Auge entgangen waren, so beeilten sie sich, den Platz zu verlassen, so lange man sie noch nicht gesehen.

Alexander war darüber sehr unzufrieden und dieses Gefühl steigerte sich, als Madame Krukaine ihm positiv untersagte, sich den Kaufbuden zu nähern,

wo eine Menge Spielsachen und Näschereien auf eine sehr verführerische Weise zum Verkaufe ausgestellt waren, indem sie in ziemlich spitzer Weise erklärte, es sei an diesem Tage schon zu viel Geld weggeworfen worden, als daß sie daran denken könne, auch durch den mindesten Einkauf noch mehr zu verschwenden.

Alexander Krukaine besaß einen ziemlichen Grad von Störrigkeit — überdies war er sehr daran gewöhnt, seinen Willen zu haben, und glaubte daher bei der gegenwärtigen Gelegenheit, daß ihm großes Unrecht geschehe.

Um dies auf angemessene Weise zu erkennen zu geben, sparte er keine Mühe, sich und seinen Eltern die Laune gründlich zu verderben.

Dies war nicht sehr schwer. So oft sie ausruhen wollten, bestand er darauf, weiter zu gehen, und wenn sie im Gegentheil zu gehen wünschten, erklärte er, er könne vor Müdigkeit nicht weiter.

Madame Krukaine schalt, Herr Krukaine erschöpfte sich abwechselnd in Vorstellungen und Drohungen, aber Nichts äußerte die mindeste Wirkung auf Alexander, der fortwährend hartnäckigen Widerstand leistete.

Die Krukaines waren sehr froh, als endlich der Abend kam.

Herr Krukaine, der einen höchst unphilosophischen

Appetit empfand, sprach von Diniren, Madame aber bemerkte höchst spitz, sie hätten schon dinirt, und obschon ihr Gatte fühlte, daß dies eine höchst klägliche Fiction sei, so sah er sich doch gezwungen, zuzustimmen.

Die Frage war nun, wie sie wieder nach Hause kommen sollten. Sie bemüheten sich, ein Fuhrwerk zu bekommen, denn die Ermüdung hatte ihren Geiz in so weit besiegt, daß sie bereit waren, der Bequemlichkeit einige Francs zu opfern.

Es war jetzt jedoch die Stunde, wo alle Welt sich auf den Rückweg machte — das unbedeutendste Fuhrwerk erlangte plötzlich Wichtigkeit und es wurden für einen Platz die unerhörtesten Preise verlangt und gegeben.

„Wir wollen zu Fuße nach Hause gehen,“ rief Madame Krukaine entrüstet, als sie diesen beklagenswerthen Stand der Dinge sah, und da ihr Gatte diesen heroischen Entschluß unterstützte, so machten sie sich sofort auf den Weg.

Der Abend war sehr warm und schwül, und ehe sie noch eine Viertelmeile weit gegangen waren, setzte Alexander Krukaine, durch diesen forcirten Marsch erbittert, sich am Rande der Straße nieder und erklärte seinen feierlichen Entschluß, auch nicht einen Schritt weiter zu gehen.

Seine Eltern gingen weiter und thaten, als ob sie ihn sitzen lassen wollten, Alexander aber, der an Schicksalsschläge gewöhnt war, blieb gegen diesen unempfindlich und war, als seine Eltern wieder zu ihm zurückkehrten, fest eingeschlafen.

Was war zu thun? Herr Krukaine schlug eine tüchtige Tracht Hiebe vor, sobald sie wieder nach Hause kämen. Da aber damit für den Augenblick auch Nichts geholfen war, so befahl seine Gattin ihm, zu schweigen, und begann eine lange Beschwerdeführung, durch welche sie klar nachwies, daß alle ihre Leiden ihren Ursprung darin hätten, daß Herr Krukaine den Korb in dem Wagen stehen gelassen.

In diesem Dilemma befanden sie sich noch, als ein Fiaker an der Thür einer Villa vorfuhr, in deren Nähe sie jetzt standen. Ein Herr kam aus dem Hause und stieg in den Wagen.

„Place Dauphine," sagte er zu dem Kutscher, welcher nickte und auf den Bock stieg.

Herr und Madame Krukaine wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses.

Die Place Dauphine war ja in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnung! Das Trittbret an der Hinterwand des Wagens war breit, die Nacht war dunkel, Niemand konnte sie sehen. Kurz, nach durchaus nicht langem Zögern ergriffen sie den schlummernden

Alexander und schwangen sich verstohlen auf den bequemen Sitz, während der Nichts davon ahnende Kutscher fortfuhr.

Die Krukaines hatten Mühe, das Frohlocken über das Gelingen ihrer List nicht laut werden zu lassen. Es lag etwas so wahrhaft Wonniges in dem Gedanken, umsonst nach Hause fahren zu können, daß sie die Unglücksfälle des Tages darüber vergaßen.

Allerdings saßen sie etwas unbequem, und Alexander, welcher entschlossen zu sein schien, die Erinnerung an seine Leiden in Schlaf zu versenken, schwebte jede Minute in Gefahr, herunterzufallen, aber, wie Herr Krukaine weise bemerkte, worin bestünde der Nutzen der Philosophie, wenn sie uns nicht lehrte, solche geringfügige Unbequemlichkeiten geduldig zu ertragen?"

Demgemäß trugen sie ihre Prüfung mit exemplarischer Geduld, bis sie zu ihrem Entsetzen bemerkten, daß es anfing, zu regnen oder, wie Madame Krukaine bitterlich erklärte, „zu gießen".

Die unglückliche Dame spannte ihren Sonnenschirm auf, in der vergeblichen Hoffnung, wenigstens ihren Hut zu schützen. Die einzige Folge dieses Vorkehrungsmittels bestand aber darin, daß ein Theil der blauen Farbe des Sonnenschirms auf den Hut übergetragen ward.

Zum Glück bemerkte sie von diesem unerwarteten Resultate Nichts und unterhielt sich damit, daß sie den Verlust des Korbes ihres Mannes, wie sie denselben hartnäckig nannte, beklagte.

Herr Krukaine war ungeheuer müde und hungerig.

Dies waren hinreichende Uebel selbst für einen Weisen und er sank daher in festen Schlaf, ohne auf das Schelten seiner Ehehälfte oder den Regen zu achten, der auf ihn herabströmte.

Erst als der Fiaker Halt machte, fuhr er erschrocken in die Höhe, besann sich aber sofort auf die Nothwendigkeit des Schweigens und stieg geräuschlos herunter.

Seine nächste Aufgabe war, Alexander, der immer noch fest schlief, herunter zu heben und Madame Krukaine zu wecken, welche dem Beispiele ihres Gatten und Sohnes gefolgt war.

Diese schwierigen Manövers wurden mit so viel Behutsamkeit und Umsicht ausgeführt, daß weder der Insasse des Wagens noch der Kutscher ahnte, was vorging.

Solange noch eine Möglichkeit der Entdeckung vorhanden war, hielten sich die Krukaines klüglich in dem dunklen Schatten eines der benachbarten Häuser; sobald aber der Fiaker fortfuhr, rief Herr Krukaine,

dem es unbehaglich kalt am Kopfe zu werden begann:

„Liebes Kind, willst Du so gut sein, mir meinen Hut zu geben?“

„Deinen Hut?“ wiederholte seine Gattin entrüstet, „was habe ich mit Deinem Hute zu thun?“

Herr Krukaine war von diesem neuen Unglücke wie betäubt. Obschon er augenscheinlich seinen Hut verloren, während er schlafend hinter dem Fiaker gesessen, so wollte er doch durchaus nicht an diese melancholische Wahrheit glauben und erklärte wiederholt, es müsse ein Irrthum obwalten, es könne nicht sein.

Madame Krukaine hörte die Klagen ihres Mannes mit bitterem Triumphe an und behauptete sarkastisch, sie freue sich über das, was geschehen sei.

Dies war im höchsten Grade ärgerlich und ihr Gatte nahm es sehr übel. Er und Madame zankten sich daher hierüber, bis sie es müde wurden, und dann begannen sie an's Nachhausegehen zu denken.

Obschon sie aber wußten, daß sie gar nicht weit von ihrer Wohnung sein konnten, gelang es ihnen doch nicht, die Straße zu finden, welche dahin führte.

Anfangs schrieben sie dies der Dunkelheit der Nacht zu.

„Sonderbar! sonderbar!“ rief Herr Krukaine und

rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß die Schuld nicht an diesen läge. „Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, wie dieser Platz heißt?“ fragte er einen Mann, welcher zufällig vorbeiging.

„Place Dauphine,“ war die Antwort.

Herr Krukaine athmete freier auf und fragte sodann nach dem Wege, der nach der Rue de l'Arbresec führte.

„Diese Straße kenne ich nicht.“

Herrn Krukaine's Zweifel kehrten zurück. Vielleicht war dieß nicht die Place Dauphine — der Mann wiederholte aber seine Behauptung. Wo war aber denn die Rue de l'Arbresec?

Der Mann erklärte wieder, er wisse es nicht.

„Aber, mein Freund,“ bemerkte Herr Krukaine, „ich versichere Ihnen, daß sie gar nicht weit von hier sein kann.“

„Und ich versichere Ihnen,“ antwortete der Mann ärgerlich, „daß es in ganz Versailles keine Straße dieses Namens giebt.“

„In Versailles!“ wiederholte Herr Krukaine in hohlem Tone.

„Versailles!“ kreischte Madame Krukaine.

Ach leider waren sie wirklich in Versailles, welches eben so gut wie Paris eine Place Dauphine besaß.

Die unglücklichen Wanderer sahen, ihren sonstigen Zwist ganz vergessend, einander in stummer Verzweiflung an. Versailles war von Paris viel weiter als St. Cloud, der Regen strömte immer noch, eine benachbarte Thurmuhr schlug Zwölf — kurz, ihr Elend schien vollständig zu sein.

Herr Krukaine, auf dessen Phantasie die Unglücksfälle des Tages bedeutend eingewirkt zu haben schienen, trug kein Bedenken, zu erklären, daß sie von einem unerbittlichen Fatum verfolgt würden.

Einen Augenblick lang fühlte er sich versucht, seinem Schicksale zu trotzen; nach reiflicherer Ueberlegung aber beschloß er, damit zu warten, bis er glücklich zu Hause angelangt wäre — ein Ereigniß, das, wie er mit Bitterkeit bemerkte, wahrscheinlich noch nicht so bald eintreten sollte. Mittlerweile erfuhr Madame Krukaine, die ihrer eigenen Behauptung zufolge seit dem Verluste des Korbes auf Alles, was seitdem geschehen, vorbereitet gewesen, von dem Manne, der sie von ihrer beklagenswerthen Lage in Kenntniß gesetzt, daß sie in einer der benachbarten Straßen ein kleines Gasthaus und in demselben wahrscheinlich für die Nacht Aufnahme finden würden.

Nicht ohne viele Mühe gelang es den unglücklichen Krukaines, diesen Zufluchtsort zu entdecken und

die Bewohner aus dem Schlafe zu pochen, die, als sie ihren erbärmlichen Zustand sahen, sich dazu verstanden, sie aufzunehmen, obschon sie nicht mit einem Passe versehen waren.

Selbst aber, als sie sich in einem behaglichen Zimmer und allem Anscheine nach in Sicherheit befanden, blieb Herr Krukaine immer noch zweifelhaft und wollte nicht glauben, daß ihre unglücklichen Erlebnisse zu Ende seien.

„Glaube Dich noch nicht in Sicherheit, liebes Kind," sagte er ernsthaft zu seiner Frau, als sie sich endlich zur Ruhe legten; „wir sind die Opfer eines feindseligen Verhängnisses."

Das Erste, was Herr Krukaine that, als er am nächsten Morgen erwachte und sich überzeugte, daß er — obschon er erklärte, er sei über ein solches Entrinnen selbst erstaunt — nicht während der Nacht hinweggezaubert worden — war, nach einem Hutmacher zu schicken, um den unerläßlichen Bekleidungsgegenstand, den er unglücklicher Weise verloren, wieder zu ersetzen.

Natürlich ward er furchtbar geprellt, der Hutmacher wußte, daß er ihn in seiner Gewalt hatte, und suchte seinen Vortheil so gut als möglich zu benutzen. Herr Krukaine aber war jetzt auf Alles gefaßt und

ertrug die Prellerei mit einer gewissen Art verzweifelter Resignation.

Madame Krukaine fügte sich nicht so leicht in den Willen des Schicksals.

Mit unaussprechlichem Entsetzen betrachtete sie ihren Hut, dem der Sonnenschirm mittelst des Regens eine grüne Färbung mitgetheilt hatte, und gleich Denen, die von irgend einem plötzlichen schweren Schicksalsschlage getroffen werden, blieb sie ungläubig und weigerte sich lange, die Wirklichkeit dieser beklagenswerthen Metamorphose anzuerkennen.

Als die Krukaines gefrühstückt hatten — sie waren jetzt gewissermaßen von einer verzweifelten Rücksichtslosigkeit gegen alle Geldausgaben beseelt, die ihnen vielleicht noch bevorstanden — mietheten sie einen Wagen, dessen Besitzer sich verbindlich machte, sie für einen Betrag, den Herr Krukaine einen enormen nannte, bis vor ihre Wohnung in Paris zu fahren.

Herr Krukaine machte weiter keine Umstände, denn er hatte sich einmal darein ergeben, sich in alle Forderungen des Schicksals zu fügen bis er sich vor seiner Wohnung in Paris sähe.

Hier kamen sie endlich an, nachdem sie, wie er in schwermüthigem Tone bemerkte, eine Reihe von beispiellosen Unglücksfällen erlebt. Sie hatten in der That das

Aussehen von Reisenden, welche von einer höchst unglücklichen Wanderung zurückkehrten.

Madame Krukaine's Züge waren verstört und trugen den Ausdruck der Erschöpfung. Alexander war noch wie betäubt und mit Schmutz bedeckt, und obschon Herr Krukaine dem äußern Anscheine nach am wenigsten gelitten, so verrieth seine scheue Miene doch offenkundig das unglückliche Schlachtopfer des Verhängnisses.

Nicht so bald war die Familie aus ihrem Wagen gestiegen, als sie das sarkastische Gesicht der Madame Brenu erblickten, welche aus ihrem Fenster auf sie herabschauete.

„Mein Himmel," kreischte sie, „wo sind Sie denn so lange gewesen? Wir waren sehr besorgt um Sie. Ich hoffe nur, daß Sie sich gut amüsirt haben. Wir hatten einen ungemein vergnügten Tag, das versichere ich Ihnen — wir dinirten in dem Wäldchen und kamen gerade noch zur rechten Zeit nach Hause, ehe der Regen anfing. Sie sind doch nicht naß geworden? Aber mein Himmel, was ist denn mit Ihrem Hute vorgegangen? Er sieht ja grün aus? Und gestern war er gelb! Und wo haben Sie denn Ihren Korb? Von den Delicatessen ist wohl Nichts mehr darin, nicht wahr nicht?"

Und so schwatzte das unausstehliche Weib weiter,

während die unglücklichen Krukaines, jetzt auf Alles gefaßt, nicht einmal zu antworten versuchten, sondern sich in ihre Wohnung zurückzogen.

Mehrere Tage lang konnten die Krukaines an Nichts denken als an die Unglücksfälle, die ihnen auf dem Wege nach dem Vergnügen zugestoßen waren, und Herr Krukaine bewies seiner Frau auf überzeugende Weise, daß ein unglücklicheres Ehepaar als sie noch niemals das Fest in St. Cloud besucht hätte.

Sein Nächstes war, genau die Summe zu ermitteln, welche die unglückliche Expedition ihnen gekostet. Nach langem Rechnen fand er, daß mit Einschluß des verlorenen Korbes und Hutes, aber abgesehen von dem gänzlichen Ruine des Damenhutes und des Sonnenschirms, ihre Ausgaben sich auf sieben und fünfzig Francs fünfundzwanzig Centimes beliefen.

Madame Krukaine verdrehete die Augen und schlug die Hände zusammen, als sie dieses beklagenswerthe Ergebniß hörte, aus welchem sie schloß, daß es zum Verderben des Menschen gereiche, an Vergnügungen zu denken — eine Meinung — welcher ihr Gatte vollkommen beistimmte.

Aber selbst diese tröstende Täuschung war den Krukaines nicht vergönnt, denn da Madame Brenu Sorge trug, sie genau von dem Betrage in Kenntniß zu setzen, welcher von der ganzen Picknick-Gesellschaft

verthan worden, so bemerkten sie bald, daß es zwei Methoden zu sparen giebt — die eine, vermittelst deren das Vergnügen zu mäßigen Kosten zu erlangen ist, während die andere nur zu häufig schwere Verluste und Unbequemlichkeiten zur Folge hat.

Die Wirkung, welche diese Entdeckung äußerte, ist noch nicht bekannt, doch glaubt man, daß der Anfall von Rheumatismus, an welchem Herr Krukaine kurz nach dem Feste von Saint Cloud litt, die Narrheit seiner Ersparungssucht bedeutend milderte, während der Verlust ihres gelben Hutes auf Madame Krukaine's Gesinnungen eine ähnliche Wirkung äußerte.

Obschon die Krukaines bis jetzt noch nicht die Seelengröße gehabt haben, ihren Irrthum einzugestehen, so haben sie doch in der letzten Zeit durch eine liberalere Lebensweise Anzeichen von Besserung kundgegeben.

Als ein besonders guter Beweis von aufdämmerndem gesundem Menschenverstande kann die Bemerkung betrachtet werden, welche Madame Krukaine kürzlich einer Nachbarin machte, indem sie erklärte, sie fürchte, es sei auf keinerlei Weise möglich, „einen Franc für eine Centime zu bekommen.“

Der Rekrute.

Es war ein milder Frühlingsnachmittag und balsamische Düfte weheten von fernen Feldern in die Straßen von Paris hinein. Blumen blüheten in Fenstertöpfen und Vögel zwitscherten und sangen in Käfigen.

Der Himmel war blau und dünn mit weichen, weißen flockigen Wolken besä't, und obschon in der Rue des Perches — sie existirt jetzt nicht mehr, wenn sie überhaupt jemals unter diesem Namen existirt hat — nicht viel davon zu sehen war, obschon, wenn man genau in der Mitte der Straße stand und aufblickte, man nur einen schmalen Streifen Azur mit den unebenen Umrissen von schwarzen, verräucherten Dächern zu beiden Seiten sehen konnte, so war doch selbst dieser Blick des Himmels so heiter und so blau, daß er hinreichte, das Herz des Menschen auf viele Tage hinaus zu erleichtern.

Das Alterthum hat einen eigenen Reiz; so alt

aber auch die Rue des Perches war, so können wir doch kaum sagen, daß wir sie jetzt, wo sie nicht mehr ist, bedauern. Es war eine lange, krumme Straße mit Kaufläden wie Räuberhöhlen, und hohen, unheimlichen Häusern und Durchgängen, in welche schüchterne Leute sich nicht gern gewagt haben würden.

Und dennoch war es keine volkreiche Straße — ganz das Gegentheil. Sie sah eher ruhig und einsam aus, denn sie sah vor allen Dingen arm aus, und der wirklich arme Platz ist nicht der, wo viele Menschen leben, sondern wo Keiner leben kann.

An dem ärmsten und einsamsten Ende der Rue des Perches stand ein sehr kleiner, finsterer Obst- und Gemüsehändlerladen. Einige an der Thür zur Schau ausgestellte verwelkte Kohlstauden und verschrumpfte Früchte gewährten einen traurigen Anblick, und auf den Brettergestellen im Innern standen in symmetrischer Reihe eine Anzahl Körbe, welche, obschon die Kunden gutmüthiger Weise glaubten, sie enthielten Etwas, doch in der That vollkommen leer waren.

„Matthieu Giraud, Fruitier“,

stand mit großen halbverwischten weißen Buchstaben über der Thür dieses bescheidenen Wohnsitzes geschrieben, und eben die Schönheit des Frühlingstages gab den verwelkten Kohlstauden, den verschrumpften Früch-

ten und dem dunkeln Laden ein noch erbärmlicheres Ansehen.

Es war Niemand in dem Laden; in einem kleinem Hinterzimmer aber saßen zwei Frauen. Sie sprachen nur wenig und handhabten emsig ihre Nadeln, obschon eine davon dann und wann einen Blick nach dem Laden warf, als wenn sie einen Käufer eintreten zu sehen erwartete.

Diese Vorsicht aber war unnöthig. Der Laden blieb leer und bei jedem Blicke seufzte die Frau und nahm wieder ihre Arbeit auf.

Das Hinterzimmer war klein und fast leer. Ein verräuchertes, halb in einer Wandvertiefung verborgenes Bett, ein Tisch und einige angestrichene Holzstühle bildeten das ganze Meublement, welches es enthielt.

Ueberdies war es finster, wie alle Hinterzimmer seit undenklichen Zeiten gewesen sind, und das düster schimmernde Licht, welches zu dem hohen, schmalen Fenster hereinfiel, schien die Dunkelheit des Platzes mehr zu steigern als zu vermindern.

Die beiden Frauen saßen in der Nähe des Lichtes, welches voll auf sie fiel. Beide waren schon etwas vorgerückt in Jahren und ihre bleichen runzligen Gesichter verriethen ein Leben der Armuth und Sorgen.

Sie waren Schwestern, trotzdem aber in Bezug auf Temperament und persönliche Erscheinung sehr verschieden.

Antoinette Giraud, die Frau des Fruchthändlers, war lang und hager, eine einfache Frau von schüchternem Aussehen, lange an Unglück gewöhnt, so daß sie sich demselben endlich mit einem gewissen Grade von Gleichgültigkeit unterworfen, der mehr in einem gebrochenen Geiste als in wirklicher Resignation seinen Grund hatte.

Tante Anna, wie man ihre Schwester gewöhnlich nannte, war dagegen ein kleines munteres Wesen, voll Geist und Feuer, mit geheimnißvollem Blinzeln und Kopfnicken und vielen prophetischen Hindeutungen, welche zu verstehen nicht Jedermann gegeben war.

Sie glaubte fest an Träume und betrachtete die Karte als ein Mittel, die Zukunft zu entschleiern, mit großer Verehrung. Sie bauete sogar darauf und auf ihre nächtlichen Visionen in fast jeder wichtigen Angelegenheit ihres Lebens mit fester Zuversicht, und blieb, trotzdem daß diese Anzeichen sehr oft nicht in Erfüllung gingen, in ihrem Glauben daran unerschüttert.

Man konnte fast sagen, daß Anna nur um des Träumens willen lebte. Da sie niemals verheirathet gewesen — denn ihre unglücklichen Träume waren,

wie sie sagte, ihr allemal dazwischen gekommen, wenn sie auf dem Punkte gestanden, ein Ehebündniß zu schließen — so wohnte sie seit vielen Jahren schon bei ihrer Schwester Antoinette, auf welche Weise ihr jedoch nur wenig Sorgen des Ehestandes erspart blieben.

Die beiden Frauenzimmer hatten seit einiger Zeit schweigend genäht, als Antoinette, in ihrer Arbeit eine Pause machend, plötzlich in wehmüthigem Tone bemerkte:

„Nein, nein; ich habe keine Hoffnung, Anna; mein armer Jean wird keine gute Nummer ziehen. Sein Vater und ich haben niemals Glück gehabt und werden auch bis an unser Ende keins haben.“

Und die alte Frau schüttelte verzagend den Kopf.

„Ha! Antoinette,“ entgegnete Anna in geheimnißvoll feierlichem Tone, „wenn Jean meinem Rathe gefolgt wäre, so hätte er Mademoiselle Lenormand befragt, ehe sie starb, und dann hätten wir gewußt, welche Nummer er ziehen und ob er Soldat werden würde oder nicht. Er sagte aber alle Mal, es sei schade um's Geld. Die jungen Leute glauben heutzutage einmal an Nichts mehr.“

Und Anna schüttelte ihr graues Haupt fast noch trauriger als ihre Schwester.

„Wenn ich nur todt wäre, dann könnte man Dir

Jean nicht nehmen," sagte eine leise, gebrochene Stimme, die aus dem Bette in der Wandvertiefung kam.

„Sagtest Du Etwas, Matthieu?" fragte Antoinette, indem sie auf das Lager ihres an Gliederlähmung darnieder liegenden Mannes ging.

„Ja, ja," murmelte er, ohne eine directe Antwort zu geben, „der Himmel stehe uns bei! Unser armer Jean hat keine Aussicht, davonzukommen."

„Ach leider, ja — er hat keine Aussicht," wiederholte sein Weib traurig und kehrte an ihren Platz zurück.

Matthieu und Antoinette Giraud waren seit vielen Jahren verheirathet und hatten ihren Ehestand unter sehr günstigen Aussichteu begonnen.

In einer Beziehung waren sie auch in der That vollkommen glücklich gewesen; insoweit aber irdische Angelegenheiten in Frage kamen, hatten sie alle Prüfungen der Armuth und des Unglücks zu ertragen gehabt.

Nachdem sie einige Zeit gegen die Schwierigkeiten, von welchen sie umringt waren, angekämpft, hatten sie sich endlich genöthigt gesehen, sich zu fügen und ihren netten und bequemen Obsthändlerladen in der Rue St. Honoré mit einem in der Altstadt zu vertauschen.

Kaum hatten sie diese neue Wohnung bezogen, so ward Matthieu von Gliederlähmung heimgesucht.

Dieses unglückliche Ereigniß wälzte seiner Frau die ganze Last der Besorgung des Ladens und der Ernährung der Familie zu.

Dieser Aufgabe würde Antoinette trotz ihrer angestrengten Bemühungen doch nicht zu genügen vermocht haben, wenn sie nicht von ihrem einzigen Sohne, damals einem Jünglinge von fünfzehn Jahren, auf die wirksamste Weise unterstützt worden wäre.

Jean Giraud hatte kaum erst seine Lehrzeit bestanden, obschon er das Herz und den Muth eines Mannes besaß. Er war seines Handwerks ein Schlosser, verdiente aber wegen seiner Jugend bei all' seinem Fleiße nur einige Francs wöchentlich.

Von dieser geringen Summe und dem Wenigen, was Antoinette und Anna durch den Verkauf im Obstladen und ihre Arbeit als Nähterinnen erwarben, mußte die ganze Familie ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Dies war keine leichte Aufgabe, besonders wenn man erwägt, daß die Krankheit des alten Matthieu sehr kostspielig war.

Dennoch aber lebten sie, und zwar, wie Antoinette oft mit Stolz bemerkte, ohne einem Menschen auch nur einen Heller schuldig zu sein.

Die französischen Arbeiterklassen haben, im Allgemeinen gesprochen, einen tiefen und heilsamen Abscheu vor dem Schuldenmachen.

So wie Jean älter ward, mehrte sich sein Verdienst, und es begann ein gewisser Grad von Behaglichkeit in der kleinen Familie zu herrschen.

Einige hundert Francs wurden sogar in die Sparkasse getragen, aber dies war blos eine Fürsorge für die näher rückende Zeit, wo Jean wahrscheinlich seinen Aeltern entrissen werden würde, um dem französischen Rekrutirungsgesetze gemäß in die Armee einzutreten.

Diese verhängnißvolle Epoche war nun da. Jean war einundzwanzig Jahre und am nächstfolgenden Tage sollte er mit andern Jünglingen aus der Nachbarschaft auf der Mairie erscheinen, um hier in Gegenwart des Maire aus einer Urne ein Papierröllchen zu ziehen, auf welchem eine Nummer geschrieben stand.

Wenn die Nummer eine niedrige, wie zum Beispiel 12, 25 oder auch sogar 40 oder 50 war, so mußte Jean Giraud seinen Aeltern Lebewohl sagen und Soldat werden; war sie dagegen eine hohe, wie zum Beispiel 80, 90 oder 100, so stand wenig oder gar Nichts zu befürchten, daß er jemals aufgefordert

werden würde, für sein Land zu fechten, und er konnte dann ruhig daheim bleiben.

Wäre er ferner der Sohn einer Witwe oder mit irgend einem körperlichen Gebrechen behaftet gewesen, so würde dies, welche Nummer er auch gezogen hätte, hinreichend gewesen sein, ihn vom Militairdienste zu befreien.

Dies war der Grund, weßhalb Matthieu, sein eigenes nutzloses Leben bejammernd, mit einem Seufzer bemerkte, sein armer Jean habe keine Aussicht, davonzukommen, während Antoinette, indem sie an den muskelstarken, vortrefflichen Körperbau ihres Sohnes dachte, mit einem Seufzer wiederholte:

„Ja, er hat keine Aussicht.“

Ein melancholisches Schweigen war auf diese letzten Worte gefolgt, und Antoinette befand sich im Laden, um einen Kunden zu bedienen, als Tante Anna geheimnißvoll ein Spiel Karten aus der Tasche zog und, vor sich selbst hinmurmelnd, sie zu mischen und auf den Tisch zu legen begann.

Einige Zeit lang betrachtete sie die Karten mit anscheinender Zufriedenheit.

„Es geht Alles noch gut, Antoinette,“ sagte sie eifrig zu ihrer Schwester, als diese wieder aus dem Laden in das Hinterstübchen trat. „Sieh' nur her. Hier liegt das Coeur-As, welches eine gute Nachricht

bedeutet, dann hier eine Menge Treffle, was Geld bedeutet, und nun sieh', ob die Karte, die ich abheben werde, nicht eine gute ist."

Indem sie dies sagte, legte sie das Pique-As auf den Tisch.

„Ha!" rief sie bestürzt, „das Pique-As! Dann ist freilich alle Hoffnung zu Ende! Aber es stimmt Alles überein — vergangene Nacht träumte ich von einer Ratte. Ach, der arme Jean! — es ist aus mit ihm — das Pique-As!" und sie rutschte mit der Geberde der Verzweiflung auf ihrem Stuhle hin und her.

„Wie! Ist denn Jean Etwas zugestoßen?" fragte eine leise zitternde Stimme hinter ihnen.

Anna und Antoinette drehten sich Beide etwas hastig herum, mehr aber um die Eintretende zu begrüßen als Ueberraschung über ihr unerwartetes Erscheinen zu bezeigen.

Die Person, welche so ängstlich nach Jean fragte, war eine hübsche Brünette von etwa achtzehn Jahren, mit glänzend schwarzem Haar, unter ihrem kleinen weißen Häubchen glattgestrichen, und sehr hellen schwarzen Augen.

Ihr Costüm besaß, obschon auffallend schlicht und einfach, jenen unbeschreiblichen Anstrich von Nettigkeit und Sauberkeit, welcher die bessere Klasse

der Pariser Grisetten charakterisirt, und lieh ihrer anziehenden kleinen Person einen neuen Reiz.

Marie — so hieß die hübsche Grisette — war giletière oder Westenmacherin, und da sie eine ganz vortreffliche Arbeiterin war, so verdiente sie zuweilen durch ihren Fleiß eine gar nicht zu verachtende Summe.

Sie wohnte mit den Giraud's in einem und demselben Hause und war — wenn wir einmal sogleich die Wahrheit sagen müssen — seit den letzten sechs Monaten mit Jean verlobt, dessen Aeltern sie fast eben so zärtlich liebten als der junge Mann selbst.

Marie nahm natürlich an der Frage über Jean's bevorstehendes Schicksal großen Antheil, denn die beiden Liebenden waren übereingekommen, ihre Verheirathung zu verschieben, bis Alles vorüber wäre.

Wenn er so glücklich war, eine gute Nummer zu ziehen, so sollte die Heirath in weniger als einem Jahre stattfinden; ward er dagegen Soldat, so mußten Jean und Marie nicht weniger als acht Jahre auf die Verwirklichung ihres Glückes warten.

Mariens Lebensmuth ward indeß durch diese Alternative keineswegs niedergebeugt. Sie war eine Waise und hatte zeitig Selbstvertrauen und Vertrauen auf die Vorsehung gelernt. Die Hoffnung war ihr sogar zur förmlichen Gewohnheit geworden, so daß

sie sich ihr selbst unter verzweifelten Umständen hingegeben haben würde.

In dieser Gemüthsstimmung ward sie nicht blos durch die Elasticität der Jugend, sondern auch durch ihren natürlichen guten Verstand aufrecht erhalten, der sie bewog, selbst das Unglück von der vortheilhaftesten Seite in's Auge zu fassen.

Ueberdies war ja Gott, wie sie philosophisch bemerkte, „für Alle da, für Reiche sowohl als Arme."

Dennoch aber läßt sich nicht leugnen, daß Marie trotz ihrer Philosophie mit nicht geringer Spannung das Resultat von Jean's Ziehung am nächstfolgenden Tage zu wissen wünschte.

Acht Jahre waren eine lange Zeit, in welcher sie ihn vielleicht kaum mehr als ein- oder zwei Mal zu sehen bekam.

Und selbst weniger egoistische Rücksichten bewogen sie, dieses Resultat zu fürchten, wenn sie über die unglückliche Lage nachdachte, in welche seine Aeltern durch seine Abwesenheit versetzt werden mußten.

Als sie daher an diesem Abende in das Hinterzimmer trat und Tante Anna den Namen ihres Verlobten im Tone der Verzweiflung nennen hörte, fühlte Marie keine kleine Unruhe, und da sie auf ihre erste Frage keine Antwort erhielt, so wiederholte sie ängstlich: „Ist Jean denn Etwas zugestoßen?"

„Nein,“ entgegnete Antoinette traurig. „Es ist blos die alte Geschichte: Morgen ist der Tag.“

„Ja, morgen ist der Tag,“ wiederholte Anna in bekümmertem Tone, und verlaßt Euch darauf, der arme Jean wird sich hineinloosen. Nicht umsonst habe ich das Pique-As abgehoben oder von einer Ratte geträumt.“

„O, weiter ist es Nichts?“ rief Marie mit etwas erleichtertem Herzen. „Er hat noch Aussicht, hoffe ich.“

„Aussicht!“ antwortete Antoinette zweifelnd, „haben wir nicht von jeher Unglück gehabt? Nein, nein, wir haben keine Aussicht auf Glück. Wenn Jean freilich lahm wäre, oder wenn ihm einige Zähne fehlten, oder —“

„Na,“ unterbrach sie Marie, trotz ihres wirklichen Kummers lachend, „mir für meine Person thut es nicht leid, daß er nicht so beschaffen ist, wie Ihr zu wünschen scheint. Aber,“ setzte sie in ernsterem Tone hinzu, „Ihr dürft deßwegen nicht niedergeschlagen sein, Mutter Giraud. Obschon Ihr allerdings bis jetzt nicht glücklich gewesen seid, so kommt doch endlich ein Tag für die Armen eben so gut als für die Reichen.“

Hier seufzte Matthieu hörbar, und Marie näherte sich dem Bett des alten Mannes.

„Wie geht's mit Euch heut Abend, Vater Giraud?“ fragte sie in freundlichem Tone.

Matthieu sah sie liebreich an, gab aber keine Antwort.

Er kannte und liebte Marien seit Jahren, denn als er krank ward und seine Frau und seine Schwägerin zuweilen gezwungen waren, ihn allein zu lassen, setzte sich die junge Westenmacherin mit ihrer Arbeit an sein Bett und erheiterte ihn durch ihr freundliches Lachen und lustiges Singen.

Es ist überhaupt ein charakteristisches Kennzeichen der Grisette, daß sie stets singt, weßhalb man sie sehr netter und poetischer Weise die „Lerche von Paris“ genannt hat.

Und niemals gab es eine lustigere Lerche als Marien. Anstatt blos gelegentlich bei dem alten Manne zu bleiben, brachte sie endlich jeden Tag regelmäßig einige Stunden bei ihm zu.

Es geschah dies meistens des Abends, wenn Jean von seiner Arbeit nach Hause kam. Dann setzte sich der junge Mann zu den Häupten des Bettes seines Vaters, während Marie am Fußende saß und arbeitete.

Auf diese Weise begann ihr Liebesverhältniß, zum großen Vergnügen des alten Matthieu, der nie glücklicher war als wenn er sie so beisammen sah,

und jetzt mit bitterem Schmerz bei ihrer bevorstehenden Trennung verweilte.

„Wenn ich todt wäre," sagte er, indem er sie mit wehmüthigem Blicke betrachtete, „so könntest Du sein Weib werden."

Marien traten die Thränen in die Augen; indem sie sich aber bemühete, ihre Gefühle zu verbergen, bemerkte sie mit anscheinender Heiterkeit:

„Und warum nicht, während Ihr lebt, Vater Giraud?"

„Weil Jean eine schlimme Nummer ziehen wird," entgegnete der alte Mann in demselben verzagenden Tone.

„Nun wirklich," rief Marie mit einiger Ungeduld, „Ihr scheint Alle fest entschlossen zu sein, daß es so sein müsse. Tante Anna hat das Pique-As abgehoben, und Jean muß folglich Soldat werden. Mutter Giraud sagt, sie sei arm und habe einmal kein Glück, deßhalb sei auch keine Aussicht für ihn da, und auch Ihr, Vater Giraud," setzte sie in liebkosendem und doch zugleich vorwurfsvollem Tone hinzu, „auch Ihr könnt nicht umhin, zu bemerken, daß ich, wenn Ihr todt wäret, sein Weib werden könnte! Das ist wirklich zu toll. Ich bin hierher gekommen um mir ein wenig Trost zu holen, finde aber nicht blos keinen für mich selbst, sondern kann auch keinen

gewähren. Wahrscheinlich," fuhr sie ärgerlich fort, „wird Jean, wenn er nach Hause kommt, dieselben entmuthigenden Reden führen wie Ihr."

Indem sie dies sagte, öffnete sich die aus dem Laden in das Hinterzimmer führende Thür und Jean trat ein.

Jean Giraud war in der That, wie seine Mutter vorhin bemerkt hatte, nicht so glücklich, mit irgend einem körperlichen Gebrechen behaftet zu sein. Im Gegentheil, er war lang, gut gebaut und hatte ein hübsches Gesicht. Sein kastanienbraunes Lockenhaar, seine dunkelblauen Augen und seine frische Gesichtsfarbe verriethen, daß er dem ächten fränkischen Volksstamme seines Landes angehörte.

An dem heutigen Abende schwebte aber eine Wolke auf seiner gewöhnlich freien und offenen Stirn, und trotz seiner Bemühungen, seine Gefühle zu verbergen, verrieth der unruhige Blick seines Auges und das krampfhafte Zucken seiner Lippen seine geheime Aufregung.

Jean Giraud war ein eben so großer Held als irgend einer seiner Landsleute. Von schüchterner Gemüthsart war er durchaus nicht und persönliche Befürchtungen hatten mit seinen gegenwärtigen Gefühlen Nichts zu thun. Seine Gedanken dreheten sich ausschließilch um seine Eltern.

Was sollten diese anfangen, wenn er nicht mehr da war? Wer sollte sie in ihrer gegenwärtigen hülflosen Lage unterstützen? Denn Antoinette und ihre Schwester verdienten sehr wenig, und das, was der Laden einbrachte, reichte eben nur hin, um Miethzins und Abgaben zu bezahlen.

Ueber diesen Gedanken brütete Jean, bis er fast den Verstand darüber verlor. Obschon er Marien zärtlich liebte, war die Aussicht auf die Trennung von ihr doch nicht das, was ihn jetzt betrübte. Sie war erst achtzehn Jahre alt und er einundzwanzig — beide waren sonach noch jung und konnten recht gut noch acht Jahre warten und immer noch glücklich sein.

Aber seine Eltern! Er bemühete sich, nicht mehr hieran zu denken, aber vergebens.

Als er in das Hinterzimmer trat, wo die kleine Familie und seine Verlobte beisammen saßen, bemühete sich Jean jedoch, einen gewissen Grad von Heiterkeit zu heucheln. Er pfiff ein Liedchen, sagte Marien mit einem lustigen Scherzworte guten Abend, setzte sich neben das Bett seines Vaters und erklärte, er habe noch nie so sehr nach seinem Abendbrote gehungert.

Antoinette erhob sich schweigend und begann, während Marie ihr mit zur Hand ging, den Tisch zu decken.

Die Abendmahlzeit war eine sehr frugale und bestand aus weiter Nichts als Brot, Käse und Wein.

Alle setzten sich schweigend dazu nieder, während Jean sich vergebens bemühete, heiter zu scheinen, um seine Mutter und Tante zu veranlassen, sein Beispiel nachzuahmen.

Kaum war die Mahlzeit vorüber, so brach Antoinette, von ihren Gefühlen übermannt, in Thränen aus.

„Was fehlt Dir denn, Mama?" rief ihr Sohn im Tone des Erstaunens.

„Ach, Jean, was pfiffst Du, als Du eintratst?" entgegnete sie bekümmert.

Jean erschrak, denn er hatte die Parisienne, ein beliebtes Soldatenliedchen, gepfiffen.

„Ja, ja," sagte Anna, indem sie geheimnißvoll den Kopf schüttelte, „es ist dies blos ein fernerweites Anzeichen. Nicht umsonst habe ich das Pique-As abgehoben!"

„Na, wir wollen einmal annehmen, daß er eine schlimme Nummer zöge," bemerkte Marie entschlossen, „so wird er doch deßwegen nicht sterben — und wir hoffentlich auch nicht. Ich weiß, was Du sagen willst, Jean," setzte sie rasch hinzu, indem sie den bekümmerten Blick bemerkte, den ihr Verlobter auf seiner Mutter ruhen ließ. „Ich fühle mich in meinem Zim-

mer oben sehr einsam — wie wäre es, wenn ich, wenn Du fortbist, mit hier wohnte? Mutter Giraud könnte mir mein Geld aufheben; dies wäre mir sehr angenehm, denn obschon ich nicht viel verdiene, so weiß ich doch zuweilen nicht, was ich damit anfangen soll, so wenig es auch ist."

„Marie!" rief Jean im Tone der Aufregung.

„Unterbrich mich nicht," sagte seine Verlobte in gebieterischem Tone. „Ueberdies, Jean, geht Dich dies Nichts an, denn es soll ja geschehen, während Du nicht da bist. Du wirst in Bezug auf uns weiter keine Aufgabe haben als uns amüsante Briefe zu schreiben, damit wir herzlich darüber lachen können."

„Und wenn er nun nach Algier muß?" bemerkte seine Mutter stammelnd.

„Nun," entgegnete Marie mit einem schwachen Versuche, zu lächeln, „dann nimmt er vielleicht Abd-el-Kader gefangen und wird Marschall von Frankreich."

Nicht im Stande aber, ihre Gemüthsbewegung länger zu beherrschen, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und brach ebenfalls in Thränen aus.

„Marie!" rief Jean im Tone des Vorwurfs — aber er konnte auch nicht weiter sprechen, sondern stützte die Stirn auf die Hand und heftete seine Augen starr auf den Tisch.

„Na," hob Marie nach einer kurzen, obschon traurigen Pause wieder an, „noch brauchen wir nicht zu verzweifeln. Gott ist für die Armen so gut wie für die Reichen da, und vielleicht läßt er uns Jean."

Der nächste Morgen war ein so schöner und klarer, wie man nur im Frühlinge einen sehen kann, und die Sonne schien heiter in Giraud's Laden hinein, wo Antoinette mit Anna beschäftigt waren, Alles in Ordnung zu bringen, obschon die Gedanken Beider von ihrer wechselseitigen Beschäftigung sicherlich nur wenig in Anspruch genommen wurden.

„Antoinette," sagte Anna plötzlich, „weißt Du, was ich vergangene Nacht träumte?"

„Nein," entgegnete ihre Schwester ein wenig erschreckend, „was träumtest Du denn, Anna?"

„Ich träumte, Jean hätte einen schwarzen Flecken auf der Stirn."

„Nun, und was bedeutet das?"

„Das bedeutet, daß er eine schlimme Nummer ziehen wird."

„Gott stehe uns bei!" bemerkte Antoinette in bekümmertem Tone. „Aber vielleicht irrst Du Dich, Schwester, wie?"

„Ich mich irren!" rief Anna mit unverhohlener Verwunderung; „wollte Gott, es wäre so, aber Du weißt, Antoinette, daß ich mich in einem Traume noch

niemals geirrt habe, und überdieß," murmelte sie bei sich selbst, „werde ich auch noch die Karte darauf legen und dann werden wir die Sache ganz bestimmt erfahren."

„Still!" sagte Antoinette, „da kommt Jean — es kann Nichts nützen, wenn wir dem armen Schelme Angst machen."

Jean trat in der That fertig und — wie seine Mutter mit einem schwachen Versuche zu lächeln bemerkte — wie ein Stutzer gekleidet in den Laden.

Obschon er nicht besonders heiter aussah, so schien er doch auch nicht sehr traurig zu sein. Er war ruhig und gefaßt; denn wenn er es auch schmerzlich empfand, so wollte sein Stolz ihm doch nicht gestatten, irgend eine sich für einen jungen, muthigen Mann nicht schickende Gemüthsbewegung in Gegenwart seiner Kameraden zu verrathen, die ihn nach der Mairie begleiten sollten.

Nachdem er seine Mutter und seine Tante begrüßt, ging er in das Hinterzimmer und setzte sich an das Bett seines Vaters. Der alte Mann schlief, erwachte aber bald. Er nahm die Hand seines Sohnes zwischen die seinen und betrachtete ihn mit wehmüthiger Zärtlichkeit.

„Jean, mein Sohn," sagte er in leisem, zitterndem Tone, „denke an Deinen armen Vater, wenn

Du nicht mehr bei uns sein wirst, und auch an Deine Mutter. Vielleicht siehst Du uns Beide niemals wieder. Ach, es wird ein schwerer Schlag für Antoinetten sein!“ setzte er in traurigem Tone hinzu.

Jean stand auf und ging im Zimmer auf und ab — es war wirklich schwer zu ertragen.

Er fand es noch schwerer, als er sich zum Frühstück zwischen seine Mutter und Marien niedersetzte, deren rothgeweinte Augen und bleiche Wangen verriethen, daß sie die Nacht schlaflos zugebracht hatten.

Das Mahl war ein schweigendes, aber es war beinahe zu Ende, als Anna in das Zimmer trat.

Sie war ernster als gewöhnlich, und schüttelte auf prophetische, sibyllenähnliche Weise den Kopf.

„Was giebt es, Anna?“ fragte Antoinette zitternd.

„Ich habe so eben in meinem Zimmer die Karte gelegt.“

„Nun?“ fragte die arme Mutter begierig, „was sagt die Karte über Jean?“

„Ich habe die Nummer gesehen, die er ziehen wird.“

„Nun, und welche ist es denn?“ fragte Madame Giraud begierig.

„Jean zieht Nummer 27,“ entgegnete Anna feierlich.

„Eine schlimme Nummer!“ rief Antoinette mit schwacher Stimme.

„Aber, Mutter,“ rief Jean fast zornig, „wie kannst Du nur auf solches dummes Zeug hören!“

„Dummes Zeug!“ rief Anna entrüstet. „Ha, die jungen Leute glauben heutzutage an Nichts mehr. Du thust mir leid, Jean, daß ich recht habe. Wollte Gott, ich hätte Unrecht und Du zögest nicht die häßliche Nummer 27.“

Jean kannte die Hartnäckigkeit seiner Tante in dieser Beziehung, und da er sie nicht ohne Noth reizen wollte, so ließ er dieses Thema ruhen.

Als das Frühstück vorüber war — und es war ein sehr betrübtes — erhoben sich Alle, denn es war für Jean Zeit, zu gehen.

Zuerst ging er noch einmal an das Bett seines Vaters.

Der alte Matthieu ließ sich auf seinem Lager in die Höhe richten und murmelte in leisem, gebrochenem Tone aus dem innersten Herzen kommende Segenssprüche über seinen Sohn, während die weinende Antoinette neben ihm stand.

Von seinen Eltern wendete Jean sich zu Tante Anna, die ihn sehr liebreich umarmte, aber gleichzeitig Etwas von seiner beklagenswerthen Ungläubigkei und Nummer 27 murmelte.

Nur Marie schien gesammelt und ruhig, und obschon sie traurig war, so umspielte doch ein Lächeln der Hoffnung ihren Mund.

„Sei gutes Muthes, Jean,“ sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte. „Gott sorgt für uns Alle — für die Armen und für die Reichen. Sei gutes Muthes. Sollte selbst der schlimmste Fall eintreten, so wollen wir uns bemühen, es geduldig zu tragen.“

Jean betrachtete seine Verlobte mit liebreichem Blicke, und indem er seine weinende Mutter nochmals umarmte, verließ er schnell das Haus, ohne zu wagen, noch einen Blick zurückzuwerfen.

Wir wollen uns nicht bemühen, die Stunden gespannter, ängstlicher Erwartung zu schildern, welche nun folgten — Stunden, die ganze Tage zu sein schienen, so lang und schwerfällig schleppten sie sich dahin. Antoinette schauete unter dem Vorwande, nach dem Laden zu sehen, beständig auf die Straße hinaus, ob sie Jean wiederkommen sähe, während Anna alle Viertelstunden mit geheimnißvollem Blicke hinauf in ihr Zimmer ging und mit umwölkter Stirn und ominösem Auge wieder herunter kam.

Auch Marie schien von diesen bangen Gedanken angesteckt zu werden; denn obschon sie mit ihrer Arbeit an Matthieu's Bette saß, so bemerkte der alte Mann doch zu seinem Leidwesen, daß ihre Nadel oft

langsamer ging und daß zum ersten Male seit vielen Tagen Marie kein lustiges Liedchen zu seiner Aufheiterung sang.

Zwei oder drei alte Nachbarinnen, die dann und wann mit ängstlichen Gesichtern auf einige Augenblicke hereinkamen, hielten geheimnißvolle Conferenzen mit Tante Anna und erschreckten ihre arme Schwester durch entsetzliche Geschichten von manchem jungen und schönen Rekruten, den sie gekannt und der gleich in der ersten Schlacht gefallen war.

Kurz, sie waren Alle in so tiefes Leid als möglich versenkt, als Marie, die ihre Ungeduld nicht länger ertragen konnte, ihre Arbeit verließ, an die Ladenthür ging und auf die Straße hinaussah.

Diese war leer und von Jean keine Spur zu sehen. Mit einem Seufzer kehrte Marie wieder in das Hinterzimmer zurück, hatte aber kaum die Schwelle erreicht, als sie plötzlich stehen blieb und bleich ward.

Von dem entferntesten Ende der Straße her ließ sich lautes Geschrei vernehmen.

„Die Rekruten!“ sagte Antoinette leise.

„So bald sollten sie schon kommen?“ antwortete Marie mit anscheinender Gleichgültigkeit. „Glaubt Ihr nicht, daß es etwas Anderes sein könne?“

„Nein, nein,“ entgegnete Antoinette mit fieber=

hafter Stimme; „es sind die Rekruten — ich höre ihre Musik.“

In der That hörte man, als sie sprach, den lustigen Klang einer Geige vom Ende der Straße her. Von Marien gestützt — denn sie ward durch ihre Gemüthsbewegung beinahe überwältigt — und von ihrer Schwester gefolgt, wankte die arme Mutter nach der Hausthür, während Matthieu in seinem Bette inbrünstig betete.

Als sie hinaussahen, standen die Rekruten noch ein Wenig weit unten in der Straße. Ihre Hüte waren mit dreifarbigen Schleifen geschmückt, und die Nummer, die ein Jeder gezogen, mochte es nun eine gute oder schlimme sein, in seinem Hutbande befestigt und auf diese Weise schon aus ziemlicher Entfernung sichtbar.

Vergebens aber bemüheten Marie und Antoinette sich, Jean unter dem Haufen zu erkennen.

„Ich sehe ihn!“ rief Marie endlich und ward bleich.

„Ha, wo ist er? Was hat er für eine Nummer?“ riefen gleichzeitig die beiden Schwestern, die weniger gute Augen hatten als ihre junge Begleiterin.

„Dort — dort drüben — er sieht sich um — er sieht hierher, aber seine Nummer kann ich nicht sehen.“

„Ah, jetzt sehe ich ihn auch," bemerkte Tante Anna eifrig. „Und ach, der arme Junge, ich sehe auch seine Nummer — ach, ich wußte es — 27!"

„Nein, es ist nicht 27," bemerkte Marie hastig, „denn seht, Tante Anna, Jean hält seinen Hut in die Höhe, damit wir die Nummer sehen sollen. Sie beginnt mit einer 1 und dann kommt eine 0."

„Ah, also 10," sagte Anna, „das ist ja noch schlimmer als 27 — ich wußte gleich, daß es eine schlechte Nummer sei."

„Nein, es ist nicht zehn," fuhr Marie mit vor Gemüthsbewegung zitternder Stimme fort, „es ist noch eine Null dabei — es ist eine Hundert!"

Und auf einen Stuhl niedersinkend, brach sie in Thränen aus, während Jean triumphirend seinen Hut schwenkend in den Laden stürzte.

Wir wollen uns nicht bemühen, den Auftritt zu schildern, welcher nun folgte — die Freude des alten Matthieu, das stumme Entzücken Antoinetten's, das muntere Lächeln Mariens.

Tante Anna war, obschon ebenfalls höchlich erfreut, doch sehr überrascht. Sowohl ihre Träume als ihre Karten hatten einmal ausgezeichnet gelogen.

Was den Traum betraf, so hatte sie, wie sie versicherte, sich selbst geirrt, denn der Flecken auf Jean's Stirn bedeutete Nichts — der Flecken hätte

müssen auf seinem Hute sein, um Etwas zu bedeuten.

Dann hätte sie auch, meinte sie, die Karten höchst wahrscheinlich falsch gemischt, denn sonst hätte ein solcher Irrthum nicht vorkommen können — ja, sie erinnerte sich sogar, daß von einer Hundert wirklich etwas in der Karte zu lesen gewesen war.

Weiter gab Tante Anna nicht nach, wenn man sich mit ihr über diesen Gegenstand stritt. Dennoch muß bemerkt werden, daß ihr Glaube an Träume und Karten ein wenig erschüttert zu sein schien, denn sie stellte in diesen Beziehungen von dieser Zeit an weit weniger Vermuthungen und Prophezeihungen auf, als sie früher zu thun gewohnt gewesen.

Was die alten Nachbarinnen betraf, so freueten sie sich sehr, waren aber nicht sehr überrascht, denn sie hatten beinahe mit Bestimmtheit gewußt, daß Alles gut ablaufen würde, aber Nichts davon gesagt, um nicht Erwartungen zu erregen, die doch vielleicht getäuscht worden wären.

Doch wir kehren nun zu Jean und seiner Familie zurück.

Der Tag ward von ihnen in sehr fröhlicher Laune hingebracht — ja, er war fast ein zu glücklicher zu nennen. Das Ereigniß war so herrlich, so unerwartet und in jeder Hinsicht so angenehm, daß An-

toinette, Anna, Marie und Jean förmlich verblüfft waren.

Nur Matthieu schien vollkommen bei Besinnung geblieben zu sein.

Gegen Abend waren jedoch Alle ruhiger geworden und nach dem Abendessen blieben sie noch lange auf, um Pläne für die Zukunft zu entwerfen — Pläne, welche vor der Hand, wie es schien, weiter keine Folge hatten als daß die guten Leute sich sehr spät trennten.

Als Marie sich endlich erhob, um zu gehen und sich über Matthieu neigte, um ihm gute Nacht zu wünschen, konnte sie nicht der Versuchung widerstehen, ihm zuzuflüstern:

„Nun, Vater Giraud, wünscht Ihr jetzt immer noch zu sterben?“

„Nein, Marie,“ sagte er, indem er sie liebreich ansah, „nein, jetzt noch nicht.“

„Und Ihr, Mutter Giraud,“ sagte das junge Mädchen schalkhaft, indem sie sich gegen Antoinetten wendete, „meint Ihr nicht, daß wir armen Leute zuweilen eben so glücklich sind als die Reichen, wenn nicht noch weit glücklicher?“

„Ja wohl, zehn Mal glücklicher,“ entgegnete Antoinette, die jetzt ganz heiter war.

„Nein, nicht zehn Mal,“ bemerkte Marie lächelnd,

„denn Ihr wißt, Gott wacht über Beiden — Reichen sowohl als Armen.“

Das Weitere brauchen wir kaum zu erzählen.

In weniger als einem Jahre wurden Jean und Marie vermählt und der alte Matthieu war, obschon immer noch gelähmt, doch über dieses Ereigniß so erfreut, daß er sich bereit erklärte zu sterben, was ihn jedoch nicht abgehalten hat, immer noch fortzuleben und denselben Wunsch bei der Geburt des ersten Kindes seines Sohnes zu wiederholen, welches, da es ein Mädchen ist, seinen Eltern in Bezug auf die Rekrutirung später einmal keine Sorge machen wird.

Jean und Marie sind nicht sehr reich geworden, aber sie haben die Rue des Perches mit einer angenehmen, luftigen, freien Straße in einer der Vorstädte und einem frischen Gemüse- und Fruchtladen vertauscht, wo die Kohlstauden niemals welk werden, und der von den Kindern der Nachbarschaft so häufig besucht wird, daß das Obst darin nicht verdirbt.

Antoinette überwacht die allgemeinen Angelegenheiten des Hauses, Anna hat die kleine Marie in ihre Obhut genommen und stellt ihr an jedem ihrer Geburtstage hartnäckig das Horoskop.

Jean geht auf seine Arbeit und Marie besorgt, obschon sie nebenbei auch noch einige Francs mit Westenmachen verdient, den Laden und erheitert, wie

der alte Matthieu erklärt, das ganze Haus durch ihren lustigen Gesang.

„Und dennoch," bemerkte er, „wie seltsam all' dieses Glück von einer einzigen unbedeutenden kleinen Nummer abgehangen hat!"

Allerdings schließt Marie diese philosophische Bemerkung gewöhnlich damit, daß sie ihr Lieblingssprüchwort citirt; dieses aber hat sich, hoffen wir, dem Gedächtnisse des Lesers bereits zu fest eingeprägt als daß wir es hier noch einmal zu wiederholen brauchten.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Druck von C. Roeßler in Grimma.